

Friedrich der Grosse

1712 – 1912

Druck und Verlag von J. J. Weber (Illustrirte Zeitung) in Leipzig.

Illustrirte Zeitung

Sonderausgabe

Friedrich der Große.



Friedrich der Große. Nach einem Gemälde von Antoine Pesne.



Friedrich der Große.



Von J. v. Pflugk-Harttung.

Friedrich II. war nicht nur der bedeutendste Mann des achtzehnten Jahrhunderts an entscheidender Stelle, sondern das Wesen des Jahrhunderts, der aufgeklärte Despotismus, gipfelte sich derart in ihm, daß man das Zeitalter als dasjenige Friedrichs des Großen bezeichnet hat.

In jüngeren Jahren führten Kraftgefühl und Ruhmesdrang ihn auf die Bahn der Tat und des Erfolgs, dann trat das Persönliche zurück, und sein Ich löste sich gleichsam auf im Begriffe des Staates. Sein Streben war die Macht; im Innern galt es: Erwerbung und Ansammlung der Machtmittel, nach außen: deren Betätigung. Dies ist der Grundzug, der dem Leben Friedrichs Ziel und Richtung gegeben hat.

Wie aus seinem politischen Testament vom Jahre 1752 erhellt, wurde der Staat dem gedankenreichen Forscher zu einem großartigen, philosophisch durchdachten System. Es steht erhaben da: der König ist des Staates erster Diener, ist sein Leiter, seine Verkörperung, der lebendig gewordene und Leben spendende Staatsbegriff. Er soll alles wissen, alles können, alles tun, er hat die volle Macht, trägt aber auch die ganze Verantwortung. Sein Dasein ist nie ruhende Arbeit. Die Majestät des Staates wird dem Könige zur Gottheit, die ihm Familie, Freundschaft, Religion und Glück ersetzen muß. Der Staat besoldet den Fürsten, und folglich hat er ihm gewissenhaft alle Kräfte zu widmen. Da wird die Eigenherrschaft zum Naturgesetz und zur ehernen Pflicht.

Hieraus folgt eine straffe Kabinettsregierung, denn eine Volksvertretung in unserem Sinne kannte man noch nicht. Täglich mußten die Zentralbehörden genaue Mitteilungen einsenden, Berichte mit kurzer Darlegung des Für und Wider, worauf der König die Entscheidung fällte, gewöhnlich in Form kurzer Randbemerkungen oder in knapp gehaltenen Befehlen,



Friedrich I., König von Preußen (als Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg).

sogenannten „Kabinettsordres". Auf diese Weise übersieht der König alles und bestimmt, leitet jegliches. Einen Unterschied zwischen dem Wohlergehen des Fürsten und dem der Untertanen gibt es nicht, denn beide vereinigt bilden den Staat. Der Fürst muß sein Volk nach außen verteidigen und innerhalb desselben Ruhe und Ordnung aufrechterhalten; um dies zu können, hat die Gesamtheit ihm die Mittel zu gewähren, selbst Gut und Blut. Das Verhältnis beruht also auf gegenseitigen Pflichten und Leistungen.

Die Krone stützt sich auf Heer, Beamtentum und Finanzen, welche dem Ansehen des Gemeinwesens und der Wohlfahrt der Untertanen dienen.

Für den Hohenzollern sind zwei Dinge entscheidend geworden. Er entbehrte des Familienglücks, und deshalb setzte er an die Stelle der Familie den Staat. Dann begann er seine Regierung mit einem ruhm- und erfolgreichen Kriege. Hierdurch lernte er den Wert des Heeres kennen; die Armee trat in den Vordergrund seiner Erwägungen und Bedürfnisse; die Uniform wurde zum Rock des Königs, das ganze Staatswesen bekam einen militärischen Zuschnitt. Das Heer bietet die Gewähr für Macht und Ansehen, es zeigt die Verkörperung der staatlichen Einheit und Gesamtheit, es ist der erste Stand im Staate. An der Spitze dieses Standes steht der König, Selbstführer und Befehlshaber der Truppen in Krieg und Frieden. Er ist militärischer Fachmann und Feldherr, entwirft die Feldzüge und Schlachtpläne und führt sie aus, aber er hat auch die untergeordnetsten Dinge zu überwachen, das Exerzitium, die Ausrüstung und Verpflegung der Truppen. Als eine Hauptsorge gilt die Zusammensetzung und Überwachung des Offizierkorps, das er dem Land- und Beamtenadel entnimmt. Es bildet die Blüte des Volkes, steht der Krone am nächsten und genießt der höchsten Achtung, denn die Männer, die im Kriege ihr Blut für das Vaterland vergießen, müssen auch im Frieden durch Ansehen entschädigt werden, um so mehr, als ihr Sold bescheiden bleibt. Das Offizierkorps erscheint ihm als Träger der Ehre, des Ruhmes und der Größe Preußens. Adel und Offizierkorps bilden einen zusammenfließenden, untrennbaren Begriff, denn das Offizierkorps ist ein Teil des Adels. Dabei wird das Vasallenverhältnis zum Fürsten, die Beamtentreue zum König als persönliches Bindeglied aufrechterhalten. Bedenkt man diese fest in sich geschlossene Auffassung, und erwägt man, daß das Bürgertum der Städte damals noch schwach entwickelt war, so versteht man, weshalb Friedrich den Bürgerlichen nicht die Eigenschaften zutraute, die er von den Offizieren verlangte und beim Adel als gewissermaßen angeboren voraussetzte. An der Spitze des leistungsfähigen Adels in Waffen, hinter sich die waffenstarrende Armee, das ist der natürliche Platz des Fürsten. Der Begriff des altdeutschen Heerkönigtums erscheint in neuer, gesteigerter Fassung wieder erweckt.

Die Soldaten des Heeres lieferte zur Hälfte der einheimische Bauernstand, zur andern Hälfte das Ausland durch Werbung und Sold. Diese Doppeleinrichtung bewirkte eine starke Steigerung der Ausgaben; aber der König glaubte, ihrer nicht entraten zu können, denn es galt, die inländischen Kantonisten für den Ackerbau zu schonen. Es gab damals den heutigen Begriff der allgemeinen Wehrpflicht ebensowenig wie den des ständigen Dienstes im Frieden. Der Kantonist durfte zehn Monate im Jahre auf Urlaub nach seiner Heimat gehen, um sich an der Feldarbeit zu



Friedrich Wilhelm I., Vater Friedrichs des Großen.



Sophie Dorothea, Mutter Friedrichs des Großen.



An der Wiege Friedrichs des Großen. Nach einem Gemälde von G. Schöbel.



Kürasse und Trommel des jungen Kronprinzen. Nach einem Aquarell von G. Schöbel.

beteiligen. Selbst der angeworbene Ausländer wurde zeitweise als Gewerbegehilfe in die Fabriken entlassen. Aber trotz dieser Abweichungen scharten sich die Krieger fest unter der Fahne ihres Regiments; sie trugen den Rock des Königs, fühlten sich als geschlossener Stand und hielten sich abgesondert von den anderen Volksklassen.

Bildete das Heer den Wehr-, so die Zivilbevölkerung den Nährstand. Durch ein straff angespanntes und sorgsam überwachtes Beamtentum wurde er geleitet. Der Bauer blieb erbuntertänig, doch in möglichst milder Form; seine Fronlasten sollten ermäßigt werden, und sein Land durfte auf keinen Fall in Rittergüter aufgehen. Der Bauer ist eben ein wichtiges Glied des Staates für Ergänzung des Heeres und Zahlung der Kontribution.

In der Stadt wohnte der Bürger als Vertreter von Handel, Verkehr und Gewerbe. Diese Dinge wurden kräftig gefördert, zumal die Fabriktätigkeit. Dafür sollte der Bürger sich auch innerhalb seiner Gebiete halten, sollte dort Tüchtiges leisten und sein Geld nicht anderweit, namentlich nicht zum Ankauf von Rittergütern verwenden. Alle Erzeugnisse mußten möglichst im Lande hergestellt werden; der König selber brauchte keine ausländischen Sachen. Da der Bürger vom Kriegsdienste befreit und er der Kapitalist im Lande war, so hatte er auch die hauptsächlichsten Steuern, namentlich die Akzise, aufzubringen.



Kinderstiefel. Nach einer Tuschzeichnung von G. Schöbel.

Man sieht, in wirtschaftlichen Dingen erscheint Friedrich keineswegs als Neuerer, sondern er bewahrte durchaus das Überlieferte, vor allem behielt er die ständische Gliederung und suchte sie nur mit frischerem Leben zu erfüllen und ihre Leistungskraft zu steigern. Die Stände bildeten „die Grundlage der politischen Arbeitsteilung". Deshalb soll auch keiner in die Tätigkeit oder den Besitz des andern übergreifen, sondern jeder muß sich innerhalb seines abgegrenzten Wirtschaftsbereiches halten.

Das größte Gewicht wird auf eine sparsame Finanzverwaltung gelegt. Bedeutenden Ertrag liefern die Domänen, Forste, Monopole und Regale. Bei Verpachtungen von Domänen und Gerechtsamen soll die Summe allmählich erhöht werden, doch nur, wenn es ohne Gefahr für die Untertanen geschehen kann. Um die Steuereinkünfte zu steigern, wird eine Art merkantilistisches Polizeisystem ausgebildet. Dem gleichen Zwecke dienen die Landesverbesserungen, das Austrocknen von Sümpfen, die Eindämmung der Oder, Heranziehung von geschulteren Ausländern, Gründung von Dörfern und anderes mehr. Dabei ist Friedrich aber klug genug, nicht in allen Provinzen gleichmäßig vorzugehen, sondern mit dem Blicke des Genies sucht er die Eigenart eines jeden zu erkennen und sie demnach zu behandeln. Nur die zusammenhängenden mittleren Provinzen faßt er mehr als Einheit in Verwaltung und Verteidigung auf. Ja, er sucht schon durch staatliches Eingreifen einen Ausgleich zwischen den Bedürfnissen der Industrie und der Landwirtschaft herbeizuführen.

Da nur ein zufriedenes, selbstbewußtes Volk zu großen Leistungen und Opfern fähig ist, zeigt sich der König bestrebt, dessen Wohlfahrt nach Kräften zu heben. Die Manufakturen z. B. schützt er durch hohe Einfuhrzölle und staatliche Unterstützung. Die Sicherheit des Rechts und die Gleichheit vor dem Gesetze werden in einer bis dahin nicht gekannten Höhe ausgebildet. Der König persönlich betätigt stark ausgeprägten Gesetzessinn. Schon 1747 erschien eine neue Gerichtsordnung, die gewissermaßen den preußischen Richterstand begründet hat. Der Zivilprozeß wurde verbessert, man begann mit der Ausarbeitung eines allgemeinen Landrechts. Es galt, einen festen Rechtsboden für die Steigerung im Wirtschaftsleben, selbst auf Kosten obrigkeitlicher Eingriffe, zu schaffen. Ebenso bemühte sich Friedrich auf kirchlichem Gebiete, überall gerecht zu sein. Sein Grundsatz, jeden nach seiner Fasson selig werden zu lassen, war für das 18. Jahrhundert eine ungewöhnliche Weitherzigkeit, die namentlich in den neuerworbenen katholischen Provinzen zu einem bedeutenden politischen Machtfaktor geworden ist.

Unter dem Zepter Friedrichs des Großen muß jeder Mensch arbeiten, weniger zur Befriedigung persönlicher Selbstsucht als für den Staat und seine Macht. Der Gedanke der Macht durchsättigt alles. Sämtliche Staatsbürger sollen einträchtig zusammenwirken zum Wohle des Ganzen. Für sich und seinen Hof gebraucht der König nur 120000 Taler; aber um so unablässiger sammelt er Millionen für den Staatsschatz und rüstet namentlich in späterer Zeit ein schlagfertiges Heer. Die zähe, spartanische Ausnutzung der Hilfsmittel, die übernommene gute Verwaltung seines Vaters, die hohe Begabung und angeborene Tatkraft des Herrschers haben Preußen zu einer Großmacht erhoben. Als Friedrich die Regierung antrat, bestand sein Reich aus weit auseinandergerissenen Sprengstücken von der Memel bis an den Rhein. Er eroberte das volkreiche Schlesien hinzu, verband Ostpreußen mit den Hauptlanden durch die Erwerbung Westpreußens und vermehrte die westlichen Gebiete durch die Besitznahme von Ostfriesland und die Sicherung der Anwartschaft auf Ansbach und Bayreuth. Und was nicht weniger bedeutete, durch seine Taten und Siege belebte er das bis dahin schwache Nationalgefühl, erregte er in seinem buntscheckigen Volk das stolze Gefühl: Preußen zu sein und als solche in der Welt etwas zu bedeuten. Sein zielbewußtes Auftreten in Deutschland gegen Österreich schützte den Besitzstand der deutschen Fürsten und stellte dem Oberhaupt des Reiches, das dieses Reich für seine Sonderzwecke mißbrauchen wollte, eine reichsständische Fürstenvereinigung in den Weg, deren Oberhaupt und Leiter der König von Preußen war. Überhaupt wandte er der auswärtigen Politik sein Hauptinteresse zu und hatte die höchste Meinung von ihr. Tatsächlich hat er auf diesem Gebiete auch mehr als im Innern seines Staates erreicht, denn dort ging er neue Bahnen, dort die eines glücklichen, zielbewußten Eroberers, wurde er der Besieger aller seiner Feinde, ja, der des Geistes der Zeit. Das achtzehnte Jahrhundert huldigte der Frauenliebe und dem weichlichen Genusse. Fast der einzige Herrscher, der allem Weiblich-Weichlichen abgeneigt lebte, war Friedrich II. Und da wollte das Schicksal, daß gerade



Schloß Königswusterhausen. Nach einem Aquarell von G. Schöbel.

er mit Frauen zu kämpfen hatte, die teilweise nur zu sehr Geschöpfe ihres Jahrhunderts waren: in Rußland mit Elisabeth und Katharina II., in Frankreich mit der Marquise von Pompadour, in Österreich mit Maria Theresia. Dennoch darf der Preußenkönig nicht als eigentlicher Eroberer gelten, denn er kämpfte nicht, um Siege zu erfechten und Lorbeeren zu ernten, sondern er huldigte dem Grundsatz, daß ein Krieg nur dann zulässig sei, wenn er dem Staate einen Zuwachs an Land und Leuten bringe.

Und dieser militärisch-politische Asket der Arbeit und Pflichttreue ging nicht unter in seinem Riesenwerke, sondern blieb daneben noch den feinsten Empfindungen des Kunst- und Geisteslebens zugänglich. Er komponierte Flötenkonzerte und spielte in anregender Umgebung selber die Flöte, er zog bedeutende Männer in seine Nähe, war ein eifriger Baumeister und zeigte in der Anlage des Parkes von Sanssouci eine schöpferische Kunstgärtnerbegabung. Die preußische Akademie der Wissenschaften hat er erst zu dem gemacht, was sie geworden ist. Vor allem glänzte er als bedeutender Schriftsteller, der eine Reihe von Büchern verfaßt hat, unter denen sich beachtenswerte politische und historische Werke befinden.

Naturgemäß vermochte selbst ein Friedrich der Große nicht immer den Bann der zeitgenössischen Anschauungen zu überwinden. So huldigte er dem französischen Geschmack, der in den leitenden Kreisen allein als vornehm galt. Er zog deshalb auch gelehrte und geistreiche Franzosen an seinen Hof und ließ die gleichzeitig entstehende deutsche Literatur ihres Weges ziehen. Erst als der Lebensabend des großen Mannes nahte, ahnte er, was er versäumt hatte.

Auch darin huldigte der König den überlieferten Gedanken, daß er die absolutistische Regierungsweise als die natürliche ansah und ausbildete. Fern lag ihm, die Untertanen für sich und seine Zwecke auszunutzen, wie es Ludwig XIV. getan hatte; der Staat schien ihm vielmehr als eine große Familie, deren Haupt er selber war, ja, in seinen Augen gab es eigentlich keine Privatsachen, weil jeder Staatsbürger nur einen Bruchteil des Staates bildete. Natürlich führte das zu einer weitgehenden Bevormundung. Zumal der Adel hatte schwer unter den Anforderungen der Kriege und ihren Folgen gelitten. Um ihn auf seiner Höhe zu halten, sollten die adligen Güter auch in adligem Besitze bleiben; sie durften also nur an Standesgenossen und nicht an Bürgerliche verkauft werden. Nun besaß aber der größte Teil der Adligen kein bares Geld, und die Käufer fanden sich in der Lage, die Forderungen der bedrängten Verkäufer tief herabzudrücken, weil jeder freie Wettbewerb fehlte. Die Folge war, daß die durch die Kriegsnöte oder sonst Zurückgekommenen noch mehr verarmten. Die Rechte des Adels hatten sich in der Bedrängnis der Zeit vielfach zu Lasten und Pflichten gestaltet. Ebenfalls die übrigen Stände fanden sich durch die staatliche Bevormundung oft beengt, und die Gebildeten ersehnten größere Freiheit.

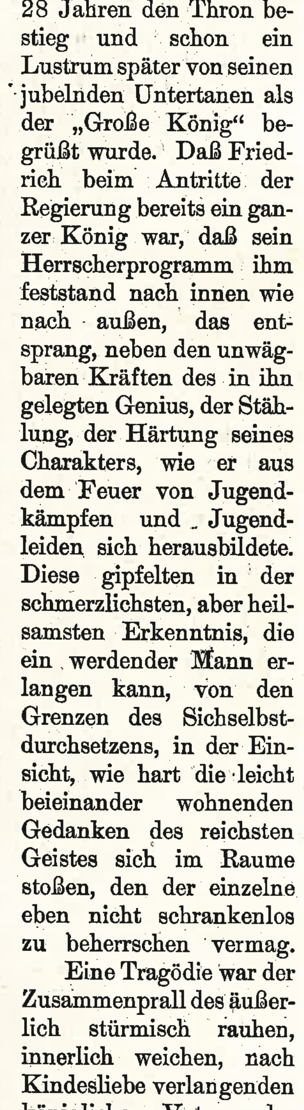
Friedrich „der Einzige“, wie ihn die Zeitgenossen zu bezeichnen liebten, barg eine gewaltige, alles überragende Eigenart, eine unerschöpfliche Vielseitigkeit, eisernen Willen und stets bereite Arbeitskraft. Sein klares, stahlgraues Auge besaß durchdringenden Scharfblick, der in aller Hülle sofort das Wesen und die Absicht erkannte; ferner kamen ihm zustatten: eine ungemeine Personen- und Sachkenntnis, ein erstaunliches Gedächtnis, selbst für Kleinigkeiten, und ein außergewöhnliches Anpassungsvermögen. In der Jugend frisch und geistsprühend, wurde er bei zunehmendem Alter abgeschlossener und vereinsamt. Allein durch seine herbe Größe ist die Erhebung Preußens aus Dürftigkeit und Kleinlichkeit möglich gewesen. Von modernen Herrschern vermag nur Napoleon sich mit dem Hohenzollern zu messen, doch der blieb stets ein Sohn der Fortuna, wogegen Friedrichs Walten sich auf angestammtem Fürstentume erhob.

Als der König starb, war das bisher unbedeutende Preußen mit einer dünnen, ungebildeten und armen Bevölkerung zu einer gebietenden Großmacht geworden.

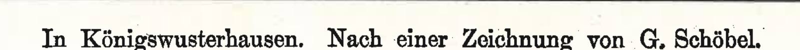
Friedrich der Große als Kronprinz.

Von Archivrat Dr. Granier.

Es ist ein köstlich Ding einem Manne, daß er das Joch seiner Jugend trage!“ Dies Bibelwort hat seine vollste Bedeutung für den Preußenkönig, der mit 28 Jahren den Thron bestieg und schon ein Lustrum später von seinen jubelnden Untertanen als der „Große König“ begrüßt wurde. Daß Friedrich beim Antritte der Regierung bereits ein ganzer König war, daß sein Herrscherprogramm ihm feststand nach innen wie nach außen, das entsprang, neben den unwägbaren Kräften des in ihn gelegten Genius, der Stählung, der Härtung seines Charakters, wie er aus dem Feuer von Jugendkämpfen und Jugendleiden sich herausbildete. Diese gipfelten in der schmerzlichsten, aber heilsamsten Erkenntnis, die ein werdender Mann erlangen kann, von den Grenzen des Sichselbstdurchsetzens, in der Einsicht, wie hart die leicht beieinander wohnenden Gedanken des reichsten Geistes sich im Raume stoßen, den der einzelne eben nicht schrankenlos zu beherrschen vermag.







In Königswusterhausen. Nach einer Zeichnung von G. Schöbel.

Eine Tragödie war der Zusammenprall des äußerlich stürmisch rauhen, innerlich weichen, nach Kindesliebe verlangenden königlichen Vaters, des größten „inneren“ Königs, als den die Geschichtsforschung Friedrich Wilhelm I. immer voller zu würdigen lehrt, mit dem genialen, ästhetisch gestimmten Sohne: allzuweit schien sich dieser von dem zu entfernen, was der Vater von der Pflichttreue, der soldatischen Straffheit, der peinlichen Sorgsamkeit für einen Herrscher des Staates, den seine unermüdliche, zermürbende Arbeit erst zu einer Einheit zusammenschweißte, verlangen zu müssen sich bewußt war. Kein Zweifel, die Mittel, durch welche der Vater den Sohn auf die der Zukunft seines Preußens allein heilsamen Wege lenken wollte, waren sehr hart, sie führten zunächst das Gegenteil der erstrebten Wirkung herbei: innerliche Abkehr, Heimlichkeiten, Intrigenspiel. Ob aber mildere Mittel besseren Erfolg erzielt hätten? Der Konflikt wurde verschärft dadurch, daß der Sohn einen Rückhalt gegen den Vater fand in der Mutter, der Königin Sophie Dorothea, der Tochter und Schwester englischer Könige, die selber unter der knappen „spartanischen“ Hofhaltung des Soldatenkönigs und wohl auch unter dessen impulsivem Temperamente litt, was sie vor ihren ältesten Kindern, der Prinzessin Wilhelmine, der späteren Markgräfin von Bayreuth, und dem Kronprinzen, zu verbergen nicht über sich gewann. Ja, in der wichtigsten äußeren Differenz mit dem Könige, in der Frage der englischen Heiraten dieser beiden Kinder, ließ sich die Königin dazu hinreißen, nicht nur selbst gegen den königlichen Willen gerichtete englische Korrespondenzen zu pflegen, sondern auch den Kronprinzen zu solchen Zetteleien mit dem Auslande anzuhalten.

Aus diesem Widerspiele erwuchs für den Kronprinzen freilich ein innerer Gewinn: der starke Zusammenhalt mit seiner älteren Schwester und die innige







August Wilhelm, Prinz von Preußen, Bruder Friedrichs des Großen.

Heinrich, Prinz von Preußen, Bruder Friedrichs des Großen.

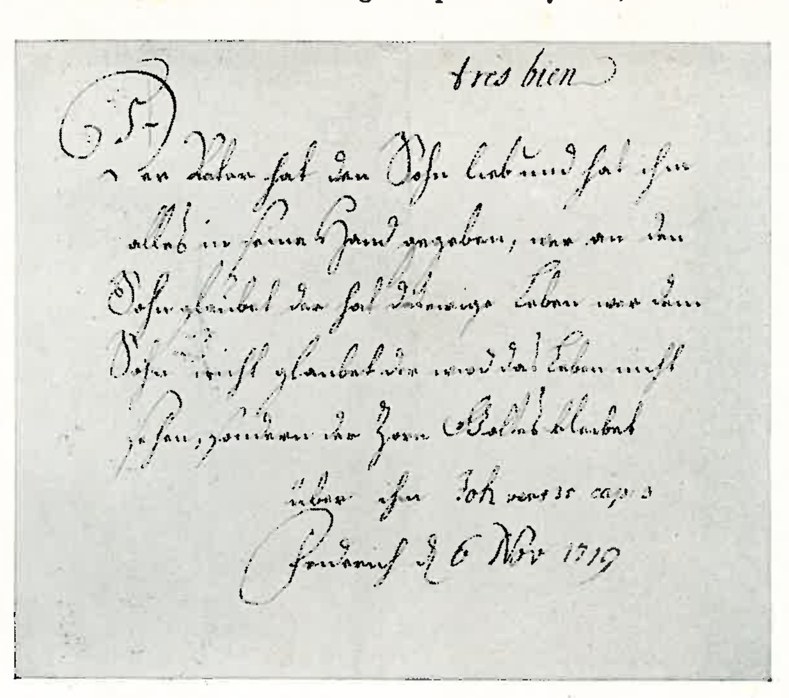
Liebe zu seiner Mutter. Aber dieser Gewinn war doch wohl zu teuer erkauft mit der wachsenden Entfremdung von seinem Vater, die sich dann bis zu dem Fluchtversuche des achtzehnjährigen Kronprinzen steigerte, einer Katastrophe im eigentlichsten Sinne des Wortes, die zugleich den Umschwung in sich trug. Der bitterste Ernst, der dem Kronprinzen hierbei entgegentrat, wie das Haupt seines Freundes Katte dem gerechten Urteilsspruche seines königlichen Vaters zum Opfer fiel, und wie dann, wenn auch nur auf Stunden, die Gefahr für das eigene Leben sich greifbar vor ihm aufzubäumen schien, brachte in dem jungen Gemüte des Kronprinzen, der sein Thronfolgerecht mit wunderbarer Geistesfassung im Drange der quälenden Verhöre nicht hatte aufgeben wollen, die innere Umkehr, die contritio cordis hervor, welche für eine neue Lebensführung die Vorbedingung bieten mußte. Hier darf nicht irreführen, wenn nicht viel später aus Küstrin von einem zuverlässigen Beobachter berichtet wird, der Kronprinz sei wieder munter wie ein Buchfink; die hierzu gehörige Elastizität des Geistes war ebendieselbe wundervolle Gabe, die späterhin den König nach Kolin und Kunersdorf so rasch aufrichtete. Im innersten Herzen blieb dem Kronprinzen der Ernst jener schweren Stunden doch unverrückbar, und der war es, der nun reiche Früchte für seine Entwicklung zeitigte. Grausam früh war dem Jüngling das: „Stirb und werde!" aufgezwungen worden; aber nun blieb er auch wahrlich kein „trüber Gast auf der dunklen Erde". Die praktische Arbeit war es, die, streng geregelt nach des Königs Willen, an den ersten Platz in sein Leben rückte, an Stelle der philosophischen, literarischen, künstlerischen Liebhabereien, die bald zu ernsten Studien werden sollten. Denn ausrotten konnten diese tief aus der Seele des Kronprinzen herausgewachsenen Bestrebungen keine noch so streng gefaßten Vorschriften, auch wenn sie sich hätten so durchführen lassen, wie es des Königs Wille war. Glücklicherweise nicht! Aber glücklicher noch, daß sie nunmehr doch nicht die Alleinherrschaft behaupteten. Als jüngster Rat an der Küstriner Kriegs- und Domäne-Kammer lernte der künftige Herrscher in die Einzelheiten der Verwaltung hineinsehen, die Bedürfnisse, die Lebensbedingungen des kleinen Landmannes wie des Städtebürgers ermessen, den Wert des Geldes aus dem Grunde kennen. Mochte das auch halb widerwillig getan werden, es geschah und blieb haften. Aufgehen freilich konnte und durfte dieser reiche Geist nicht in solchem „Kleinbetriebe". Aus der ersten Küstriner Zeit stammt ein, gleichsam um sich selbst hierüber hinauszuheben, hingeworfener Aufsatz: „Über die gegenwärtige Politik Preußens", in welchem Friedrich die Möglichkeiten der Abrundung des quer durch ganz Deutschland sich erstreckenden preußischen Landgebietes durch neue Erwerbungen mit flüchtigen, aber sicheren Strichen umschrieb. Und hier in der Oderfestung entstand der „Plan wegen des Commercii nach Schlesien", eine handelspolitische Ausarbeitung des Kronprinzen, die er dem König überreichen durfte, deren Kern der war, daß für den Handel der Mark Brandenburg durchgreifende Besserung nur zu erwarten sei durch Vereinigung mit dem schlesischen Handelsgebiete. König Friedrich fand dann die durchgreifendste Lösung dieses Problems!

Erst nach fast eineinhalbjähriger Eingeschlossenheit in Küstrin fand der Kronprinz die Verzeihung seines Vaters; er trug wieder den Offiziersrock und erhielt als zwanzigjähriger Oberst das Kommando des Infanterieregiments in Ruppin. Die volle Freiheit blieb noch teuer zu erkaufen: aus der Hand des Königs mußte er

Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth, Schwester Friedrichs des Großen.

die ungeliebte Gattin empfangen, nach schmerzlichstem inneren Widerstreben, das um so tiefer griff, je weniger er ihm nach außen hin Ausdruck geben durfte. Diesmal aber gelangte er leichter wieder zu innerem Gleichgewichte: der Preis war doch zu nahe und zu lockend, und fest war er entschlossen, seinen Einsatz, die verhaßte Verbindung, zu lösen, sobald er der Herr sein würde. Das Opfer dieses inneren Kompromisses, die Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern, wird man bedauern, ohne Friedrich verdammen zu dürfen, daß er als König diesem Entschlusse gemäß handelte.

Den Dienst bei seinem Regimente tat der Kronprinz, nicht ohne gelegentliche Herzensergießungen über den „Exerzierteufel", das Exerzieren „comme il faut", aber doch pflichtgemäß und mit Eifer auch für die Kleinigkeiten des Dienstes, wie er sie dann als König seinen Offizieren ans Herz legte: „Aimez donc ces détails, ils ne sont pas sans gloire, C'est là le premier pas qui mène à la victoire." Und nicht lange währte es, da durfte der Kronprinz, seinem heißen Wunsche entsprechend, selbst ins Feld ziehen, im Sommer 1734, zu der Rheinkampagne der Österreicher gegen die Franzosen, wegen der polnischen Thronstreitigkeiten. Ein preußisches Hilfskorps stieß zu den Kaiserlichen, und der Kronprinz ging als „Volontär" in das Hauptquartier des Heerführers, des ruhmgekrönten Prinzen Eugen von Savoyen, den er mit der feinen Wendung begrüßte: er wolle zusehen, wie ein Held Lorbeeren sammele. Aber die eigene Kampfeslust und Ruhmbegierde blieb ungestillt, der Feldzug verlief unblutig und erfolglos, wenn auch nicht unfruchtbar für den Kronprinzen, der hier die österreichische Armee in ihren inneren Schwächen kennen lernte, in vierteljährigem Feldlager doch ein lebendiges Bild vom Kriegsleben gewann und selbst Gelegenheit hatte, seine unbefangene Unerschrockenheit unter sausenden Kugeln zu bewähren. Den Wunsch, auch dem Feldzuge des folgenden Jahres beizuwohnen, versagte ihm der König aus politischen Gründen und in der Voraussicht, daß es doch wieder zu nichts Rechtem kommen werde, was zu erleben „eben nicht glorieux für einen Kronprinzen von Preußen sein kann".

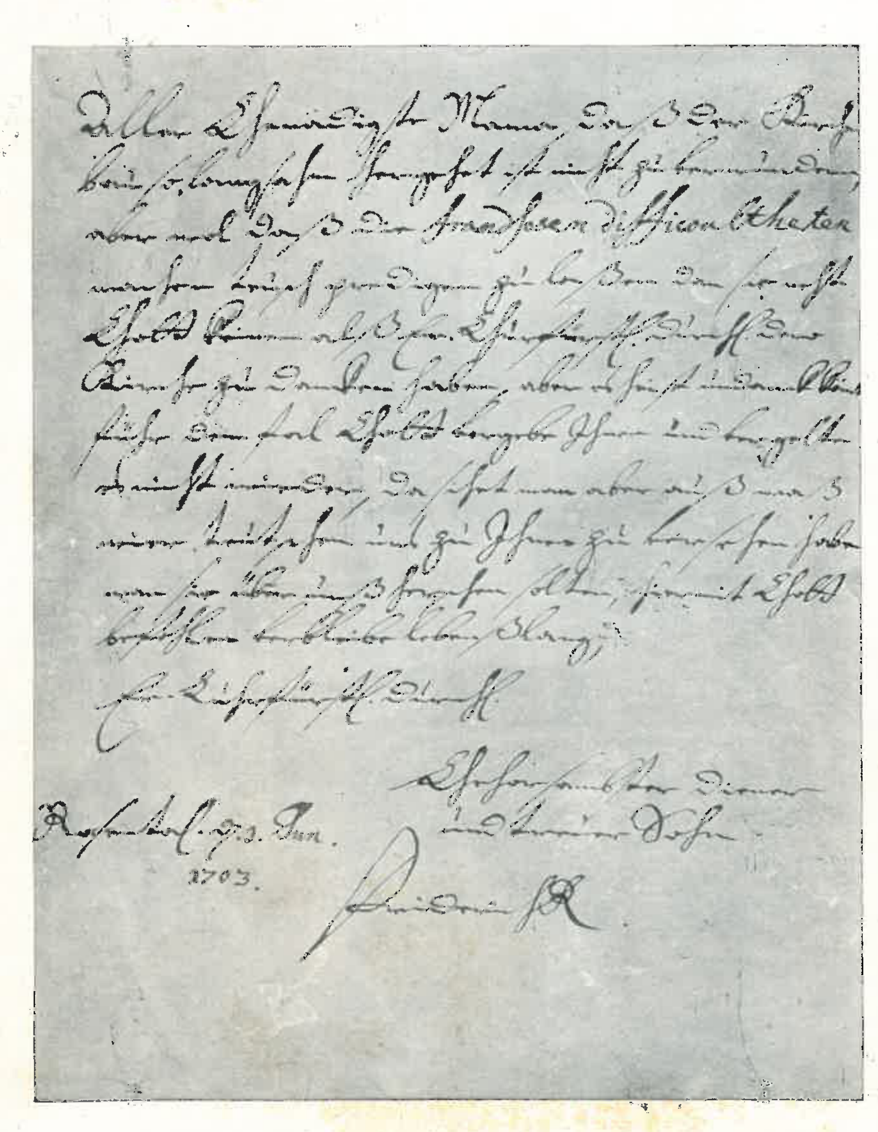

tres bien

Friedrich d. 6 Nov 1719

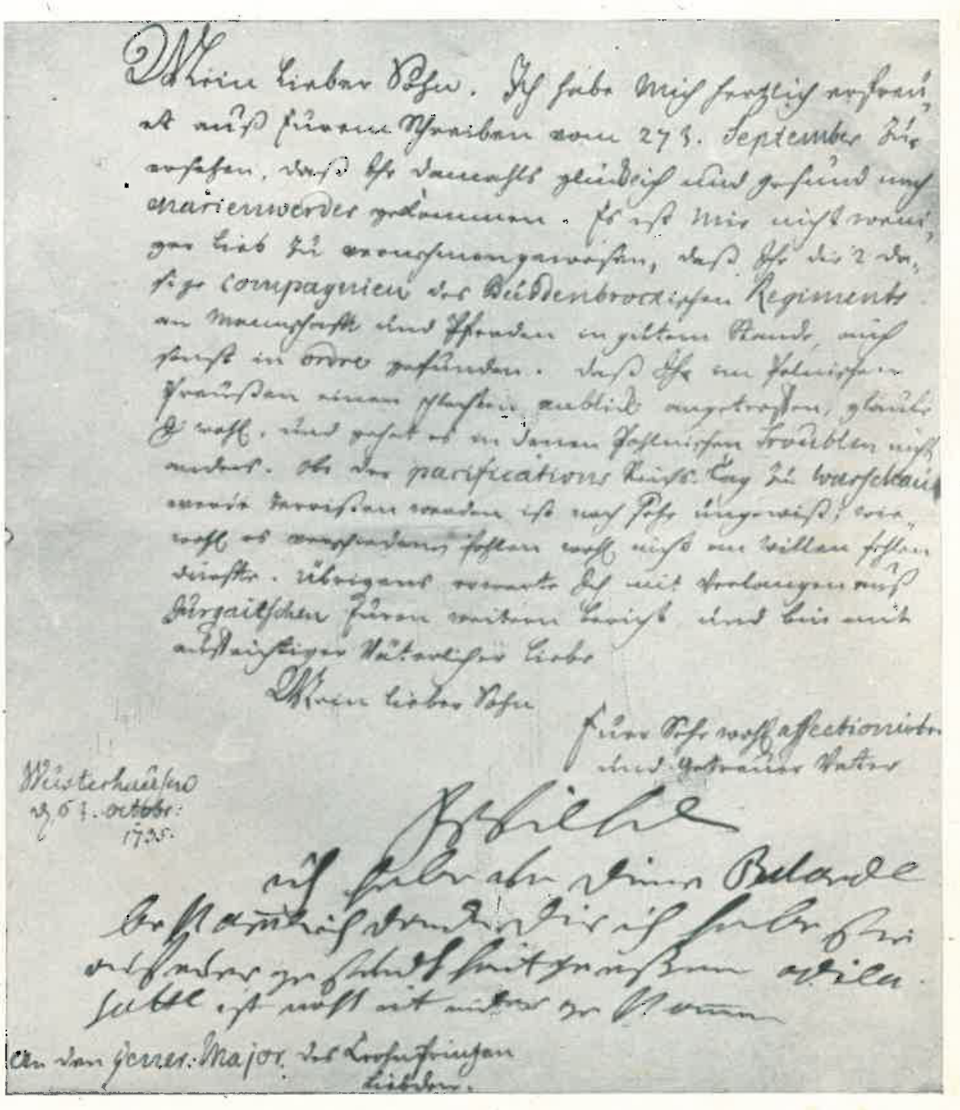
Schreibstudien Friedrichs des Großen.

Ruppin blieb auch nach der Verheiratung und der Gründung einer Hofhaltung in dem „Kronprinzlichen Palais" zu Berlin sein ständiger Aufenthaltsort, bis er sich in dem ihm vom Könige geschenkten Schlosse zu Rheinsberg einen Sitz geschaffen hatte nach seinem Herzen, von Wald und See umgeben, fern von Berlin und Potsdam, procul a Jove, procul a fulmine: „Friderico tranquillitatem colenti" ließ er sich über das Schloßportal schreiben. Hierher siedelte der Kronprinz im Herbst 1736 über, nun wirklich Herr im eigenen Hause, imstande und gewillt, sein Leben nach seiner Art zu gestalten, und dies so, daß er hier zum großen Menschen reifte, bevor er ein großer König ward, zu einem Manne, den jeder, der ihm nahetrat, bewunderte und liebte, der alles Große, Schöne, Gute mit erstaunlicher Vielseitigkeit und Intensität umfaßte und in sich aufnahm. Auf die Studien warf er sich hier, in erster Reihe auf die der Philosophie. Hatte er sich schon als sechzehnjähriger Jüngling als „Frédéric le philosophe" selbst bezeichnet, hier in Rheinsberg wurde er es in der Tat, durch Gelehrsamkeit, durch rastloses Streben nach geistiger Durchdringung philosophischer Systeme, durch Erarbeitung einer eigenen Weltanschauung; abgeklärter, durchgeistigter wird uns der „Philosoph von Sanssouci" vor Augen stehen, aber auch der von Rheinsberg darf, in jugendkräftiger Frische und Wissensdrang, wohl daneben genannt werden. Für sein Königsamt erwuchs ihm aus diesen Studien die wahre Toleranz, die seiner Regierung den ausgeprägtesten Stempel aufdrückte, dem preußischen Staate für die Dauer der höchste Ruhmestitel. Eifrig betrieb er das Studium der Kriegswissenschaften; niemand hat die Napoleonische Mahnung: „Lisez et relisez" bei militärischen Klassikern nachhaltiger befolgt. Neben diesen ernsten Studien durften auch die schönen Künste, Musik und Poesie, zu ihrem vollen Rechte kommen, so gut verstand er schon jetzt, seine Tage auszunutzen. Und in dieser Fülle geistigen Lebens trat eine der wundervollsten Gaben seines Genius hervor: sich auszubreiten, ohne sich zu zersplittern.

Nicht als „Karthäuser" wollte er hier hausen: „Ein Mensch, der die Wissenschaften pflegt und ohne Freunde lebt, ist ein gelehrter Wärwolf." Jetzt endlich nicht mehr beschränkt in der Wahl seines Umganges, versammelte er in Rheinsberg die ihm geistesverwandten, seinem Herzen sympathischen Männer um sich. Sein Vorleser Jordan, seine militärischen Freunde Keyserlingk, Stille, Fouqué bildeten den Kern dieser Genossenschaft vom „Remusberg", wie der frohe Kreis, eine örtliche Sage gern aufgreifend, das Schloß benannte; der hier gestiftete „Bayard-Orden", nach dem Ritter ohne Furcht und Tadel, verband die Mitglieder ebenso zu Tapferkeit und Treue wie zu kriegswissenschaftlichen Studien. Und über die wechselnde Schar der persönlich anwesenden Freunde hinaus greift der rege und eingehende Briefwechsel des Kronprinzen mit fern weilenden bekannten und unbekannten Geistesgenossen; jetzt beginnen die Beziehungen zu Voltaire, dessen Eintreten in Friedrichs Leben von eingreifendster Bedeutung für diesen geblieben ist. Auch die Damen fehlten dem Rheinsberger Kreise nicht, da die Kronprinzessin — es waren die wenigen, unvergeßbar glücklichen Jahre ihres langen, einsamen Lebens — hier gleichfalls residierte. In frohen Festen schien äußerlich das kronprinzliche Leben, durch den Ruppiner Dienst nicht allzusehr unterbrochen, sich hier auszuschöpfen; aber das war eben nur der Schein, der ernste Hintergrund blieb unverrückbar bestehen: das Bereitsein für den Königsberuf, der bei des Königs wankender Gesundheit, deren ursprüngliche Kraft seine fast maßlose geistige und körperliche Arbeitsleistung vorzeitig untergrub, immer näher herantrat.



Brief Friedrichs I.


Mein lieber Sohn.

Wusterhausen d. 27. october 1735.

Brief Friedrich Wilhelms I. an seinen Sohn.



Taufe Friedrichs des Großen im Schlosse zu Be



zu Berlin. Nach einem Gemälde von G. Schöbel.



In Rheinsberg.

Wie die philosophischen und wissenschaftlichen Anschauungen Friedrichs sich im wesentlichen in Rheinsberg durchgebildet haben, so hat er auch seine politischen Gedanken und Absichten hier bereits festgelegt, praktisch und theoretisch: im Frühjahr 1738 schrieb er sein erstes politisches Flugblatt, die „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand Europas", mit scharfer Spitze gegen das immer weiter um sich greifende Frankreich, im Frühjahr 1739 den „Anti-Macchiavell". Wir übersehen heute sehr wohl, daß Friedrich dem Florentiner Staatsmanne historisch Unrecht tat, wenn er die für italienische Kondottierenzustände des Cinquecento berechneten Lehren des „Principe" als gemeingültig aufgestellte bekämpfte. Aber als Zeugnis für die eigene Auffassung des künftigen Königs von dem Fürstenberufe hat diese Schrift des 27jährigen Kronprinzen eine welthistorische Bedeutung. Gleich im ersten Kapitel der „Widerlegung" findet sich hier das berühmte Wort, der Herrscher müsse der erste Diener, „le premier domestique", des Staates sein, und im Schlußkapitel faßt er sein Fürstenideal in lapidaren Sätzen zusammen: frei von politischen Vorurteilen, den Blick aufs Wesentliche gerichtet, müssen große Fürsten, des eigenen Ichs vergessend, nur das Gemeinwohl im Auge haben.

In der äußeren Politik war der Kronprinz auf die kriegerische Abrechnung mit Österreichs „Hochmute" völlig vorbereitet. Wies der Vater, nach schwerster Enttäuschung über den „Dank vom Haus Östreich", auf den Thronfolger hin: „Hier steht Einer, der mich rächen wird", so wollte der Kronprinz gegenüber politischen Demütigungsversuchen auf den König von Preußen den stolzen Vers angewandt wissen:

„La nobile palma
Se spiantare si tenta allor inalza la cima altiera."

In der Rheinsberger geistigen Freiheit reifte dem Kronprinzen eine gerechtere Beurteilung des Königs; als er mit ihm 1739 das aus schlimmster Pestverwüstung durch des Königs Tatkraft und Fürsorge wiederaufgerichtete Litauen bereiste, wurde er zu ehrlicher Bewunderung dieser „heroischen" Leistung des Königs hingerissen. So besserte sich das seinerseits mehr auf vorsichtiges Lavieren als auf vertrauensvolle Pietät gestimmte Verhältnis zu seinem Vater immer mehr, zumal auch dieser allmählich in dem Sohne einen „würdigen Successor" erkannte.

Rührend und erhebend war das von beiden Seiten unzweifelhaft aufrichtige Verhalten von Vater und Sohn bei ihrem letzten Zusammensein: der dem Tode sich nahe wissende König legte dem Kronprinzen die politische Stellung Preußens ausführlich dar mit der schließlichen Mahnung, einen als unbedingt notwendig erkannten Krieg auch mit Festigkeit durchzuführen; im Kreise seiner Minister und Generale umarmte er den weinenden Sohn: „Ich sterbe zufrieden, da ich einen so würdigen Sohn und Nachfolger hinterlasse."

Ganz zu eigener Persönlichkeit hatte sich der Kronprinz entwickelt, kraft seines eingeborenen Genius und der Energie der Selbstausbildung seiner Geistesgaben; und doch verdankte er dem harten Eingreifen seines Vaters sehr wesentliche Charakterumbildungen, die mitbestimmend waren für seine Königsgröße: aus dem schrankenlosen Individualismus ward er zur Grenze des für ihn Erreichbaren geführt, aus trotzigem Eigenwillen hatte er sich zu festgeprägter Eigenart durchgerungen.

Der Alte Fritz.

Von Oberstleutnant W. v. Bremen.

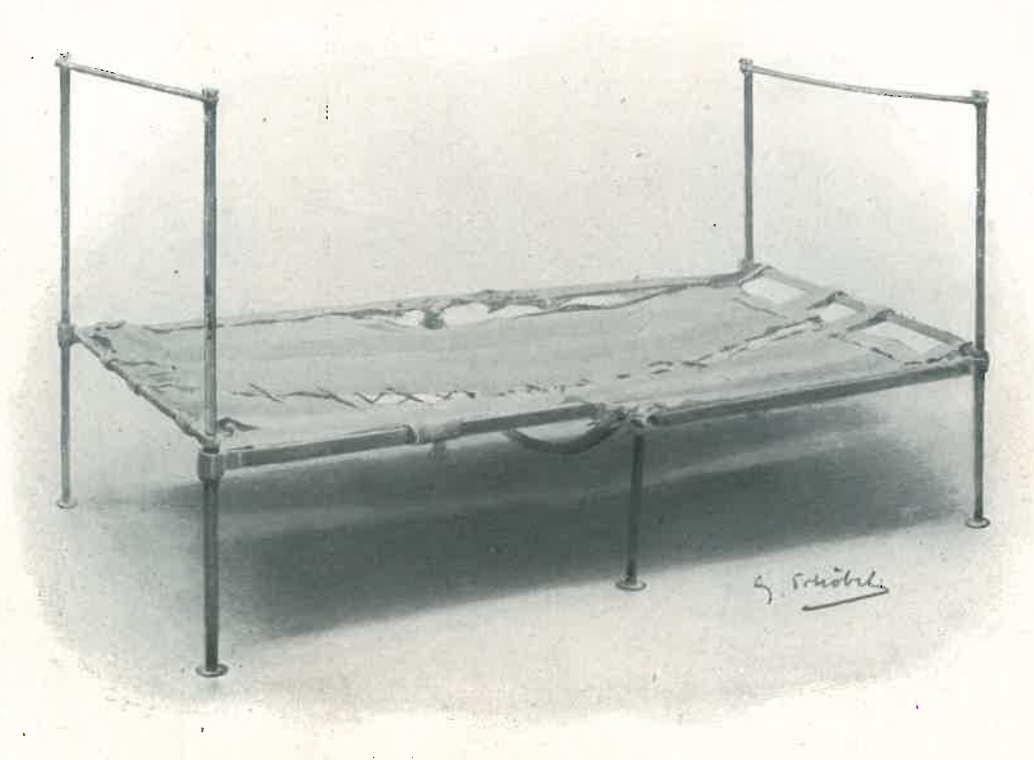
Mit dem Beinamen des Großen begrüßte den jugendlichen Feldherrn, als er sieggekrönt aus seinem zweiten Feldzuge heimkehrte, sein dankbares Volk. Aber vor der Nachwelt sollte er sich diesen Namen erst durch sieben furchtbare Kampfesjahre verdienen. Durch sie wurde er für sein Volk erst „der alte Fritz", durch sie wurde er auch erst für die Welt einer der größten Feldherren aller Zeiten.

Vieles von dem, wofür er unermüdlich seine Führer und Truppen erzog, ist mit ihm dahingegangen, aber als auf den Feldern von Jena sein ganzes in langer Lebensarbeit gebildetes Instrument zerbrach, da zeigte sich auch, was echt an seinem Werke gewesen, und was für alle Zeiten Bestand haben sollte. Da konnten sich alle jene Männer mit warmem preußischen Herzen und klarem Kopfe, jene Scharnhorst, Gneisenau, Blücher, Yorck und andere, um ihren König scharen und mit ihm an der Wiedergeburt des Heeres arbeiten. Und echt friderizianisch war diese Wiedergeburt. Es war der Geist der Pflichttreue und Hingabe bis zum äußersten, der alle durchdrang, den einst in sechsundvierzig Kriegs- und Friedensjahren, in zwölf gewonnenen Schlachten und unzähligen Gefechten, in der stolzen Unbeugsamkeit nach den schlimmsten Niederlagen der alte Fritz seinem Heere und Volke eingehaucht hatte.

Am 26. Oktober 1740 starb Kaiser Karl VI. ohne männliche Erben, und damit war die Frage der österreichischen Erbschaft aufgerollt. Sofort war der junge König entschlossen, die alten Rechte seines Hauses auf die schlesischen Besitzungen geltend zu machen. Schon am 16. Dezember überschritten seine Truppen die schlesische Grenze. Die Würfel über das Schicksal seines Lebens waren gefallen. Auf zahlreichen Schlachtfeldern hatte das recht eigentlich von seinem Vater geschaffene Heer seine Probe bestanden, aber meist nur in fremden Diensten, noch nicht für große Zwecke des eigenen Staates. Nun sollte es ihm beschieden sein, dem jungen Königreich, auf das die alten Staaten Europas hochmütig herabsahen, eine ebenbürtige Stellung unter ihnen zu erkämpfen.

Der erste Waffengang, bei Mollwitz am 10. April 1741, war ein Sieg, den der junge König der von seinem Vater und dem alten Dessauer unübertrefflich geschulten Infanterie verdankte. Noch fehlte ihm selbst jede Kriegserfahrung, denn was er in dem tatenlosen Rheinfeldzug 1734 an der Seite des Prinzen Eugen gesehen hatte, konnte ihm nichts von den Lehren des großen Krieges geben. Nur in theoretischen Studien hatte er sich bisher in seinen idyllischen Rheinsberger Tagen eine Grundlage zu verschaffen gesucht. Aber nun bewies er sofort seinen klaren Blick und seine Tatkraft.

„Unsere Infanterie Seindt lauter Cesars, und die Officiers davon lauter Helden, aber die Kavallerie ist nicht wehrt, daß sie der Teufel holet", so berichtete er über seine erste Schlacht. Und in der Tat, nur die Infanterie war es gewesen, die den Sieg gebracht, die Kavallerie hatte sich stehenden Fußes attakkieren lassen, war völlig geworfen worden und hatte dadurch lange Zeit das Schicksal des Tages in Frage gestellt. Hier setzte nun Friedrich mit aller Kraft ein, und der französische Marschall



Das Feldbett Friedrichs des Großen, auf dem er auch am 17. August 1786 geruht. Nach einer Zeichnung von G. Schöbel.

Belle-Isle, der im Sommer 1741 im preußischen Lager weilte, fand nicht genug anerkennende Worte für die rastlose Tätigkeit, mit der der junge König von früh bis spät seine Kavallerie übte. So konnte sie sich schon in der zweiten Schlacht bei Chotusitz, am 17. Mai 1742, aufs vortrefflichste bewähren. „Wie Kartenhäuser", schreibt ein Augenzeuge, „sanken die bewährten österreichischen Reiterregimenter vor ihr hin."

Der Friede von Breslau brachte dem König nach zwei siegreichen Schlachten den Besitz von Schlesien, aber schon zwei Jahre darauf mußte er ihn aufs neue verteidigen. Er hatte die kurze Friedenszeit trefflich benutzt zur Weiterbildung seiner Offiziere und Truppen, was sich nun aufs glänzendste zeigen sollte. Einen solchen Siegesmorgen wie den des 4. Juni 1745 bei Hohenfriedeberg hatte die preußische Armee noch nicht gesehen. Nach einem kühnen Nachtmarsch war die verbündete österreichische Armee in wenigen Stunden geschlagen. Da brachte der einzige Siegesritt der Bayreuth-Dragoner sechsundsechzig feindliche Fahnen und zweitausendfünfhundert Gefangene, und als der König im weiteren Verlaufe des Feldzuges selbst im Morgengrauen des 30. September bei Soor überraschend angegriffen wurde, da bewies er bereits eine seltene Entschlußkraft, indem er mit unglaublicher Schnelligkeit sein Heer ordnete und selbst zum Angriff überging. Nach fünfstündigem harten Ringen war der Feind geworfen. Waren so die preußischen Truppen unter den Augen ihres Königs in vier Schlachten siegreich gewesen, so bewiesen sie sich gleich tapfer auch unter ihrem früheren Schlachtenmeister, dem alten Dessauer, bei Kesselsdorf am 15. Dezember 1745. Der sofort folgende Friede von Dresden bestätigte die Errungenschaften des ersten Krieges.

Überblickt man die Ergebnisse dieser beiden ersten Feldzüge des jungen Königs, so muß man sagen, daß nie ein Feldherr vor oder nach ihm es verstanden hat, eine ganze Waffe in den Grundbedingungen ihrer Erfolge so umzugestalten wie Friedrich seine Reiterei. Aber auch seinem ganzen Heere hatte er Vertrauen auf seine Führung einzuflößen vermocht. Der jugendliche Sieger wußte auch gar wohl, daß ihm neue Kämpfe bevorständen, daß ihm der alte Kaiserstaat das Errungene noch nicht ruhig lassen werde; er wußte, daß es nur sein kriegsbereites Heer sei und sein werde, was ihm die Gewähr gebe für dauernden Besitz des Errungenen. So setzte denn auch seine umfassende Tätigkeit für Weiterbildung seines Heeres nach den gewonnenen Erfahrungen sofort nach dem Frieden ein, und nie vor und nach ihm hat ein Herrscher nach großen Erfolgen sein Heer so zielbewußt weiter erzogen wie König Friedrich in den Jahren zwischen dem Zweiten Schlesischen und dem Siebenjährigen Kriege.

Als dann die Wolken sich immer drohender zusammenzogen, da spielte der König selbst „das Prävenire", um seinen Feinden, ehe sie den Ring um ihn geschmiedet hatten, zuvorzukommen. Zuerst war es ja nur Österreich allein, aber nicht lange dauerte es, und die alten Großmächte Rußland und Frankreich sandten ihre Heere auch gegen ihn, dazu Schweden und das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, und bald stand er einer gegen fünf. Es wurde ein Kampf um das Sein oder Nichtsein des preußischen Staates, eine Kraftprobe, wie sie noch nie über ihn gekommen war.

Mit schnellen Schlägen hatte Friedrich seinen Hauptgegner Österreich niederzuwerfen gedacht, ehe seine anderen Feinde auftreten könnten. Die Übergabe der Sachsen bei Pirna und der Sieg von Lobositz am 1. Oktober 1756 hatten keine Entscheidung zu bringen vermocht. Von verschiedenen Seiten rückten die preußischen Heere im Frühjahr 1756, ähnlich wie über hundert Jahre später 1866, überraschend in Böhmen ein. Der glänzende Sieg von Prag am 6. Mai 1756 aber brachte auch keine Entscheidung, dagegen hatte er „die Säulen der preußischen Infanterie dahingerafft", und als Daun zum Entsatz des belagerten Prag heranzog und der König ihm entgegenging, da kam am 18. Juni der Unglückstag von Kolin, die erste Niederlage des Königs. Der Zauber seiner Unbesiegbarkeit war dahin, aber nun zeigte sich auch zum erstenmal seine wirkliche Größe, indem er, ohne zu zögern, sein Heer aus Böhmen zurückführte und seinem neuen Gegner, den Franzosen, entgegenzog. „Wahrlich, dieser König ist groß im Glück, aber größer im Unglück", konnte bereits in jener Zeit bewundernd der im Lager befindliche englische Gesandte auf dem Rückzuge von Kolin schreiben.



Maupertuis.

Lange wichen die Franzosen dem König aus, aber endlich überraschte er sie am 5. November 1757 bei Roßbach. Da brauste zum erstenmal der Genius der preußischen Reiterei, der erst sechsunddreißigjährige Seydlitz, mit seinen Geschwadern über sie dahin, und die wie auf dem Exerzierplatz vorrückende Infanterie wetteiferte mit ihnen. In kaum zwei Stunden waren die Franzosen samt den Reichstruppen in wilder Flucht, und der Tag von Roßbach wurde schon damals trotz der schmachvollen Flucht der Reichsarmee als ein nationaler Ehrentag betrachtet. Ganz Deutschland jubelte über diesen deutschen Sieg über die alten Reichsfeinde, die Franzosen, und selbst auf die besiegten „Reicher" fiel ein Abglanz des preußischen Ruhmes, denn auch in ihrer Heimat freute man sich über Friedrichs Sieg.



Cocceji.

Aber der König konnte sich der Siegesfreude nicht hingeben; schon riefen ihn die Fortschritte der Österreicher in Schlesien wieder in dieses Land, und in dreizehn Tagen legte er mit seinem kleinen Heere vierzig Meilen bis dorthin zurück. Es war das erste Vorspiel seiner späteren Strategie, daß er, kaum mit einem Feinde fertig, sich nach einer andern Seite einem neuen entgegenwenden mußte. Bei Leuthen traf er am Morgen des 5. Dezember seine Gegner, und hier war es, wo er nun sein im Frieden so mühsam eingeübtes Schlachtmittel, die schräge Schlachtordnung, zur glänzendsten Anwendung brachte. Nur ein zuerst vorrückender Flügel der Schlachtlinie sollte den gegenüberstehenden feindlichen mit aller Kraft, womöglich von der Flanke her, anpacken und so die feindliche Schlachtlinie von hier aufrollen, während die übrigen zurückgehaltenen eigenen Truppen dann den Sieg vollenden sollten. Es ist derselbe Grundgedanke, der auch später in größeren Schlachtverhältnissen durch Moltke als Flankenangriff angestrebt und oft glänzend durchgeführt worden ist. „Die Schlacht bei Leuthen ist ein Meisterstück an Bewegungen und Entschlossenheit; sie allein würde genügen, um Friedrich unsterblich zu machen und ihm einen Platz unter den größten Feldherren zu geben", so hat später Napoleon diesen Sieg beurteilt.

Noch einmal konnte Friedrich nach diesen Siegen den Feldzug des Jahres 1758 mit einer strategischen Offensive eröffnen und den Krieg in Feindesland nach Mähren tragen, aber als dann der große Fehlschlag der Belagerung von Olmütz eintrat, mußte er ihr ein für allemal entsagen und zur strategischen Defensive übergehen. Aber auch diese wollte er nur „im Gewande der Offensive" führen, d. h. dem nächsten Feinde kühn entgegengehen und ihn angreifen, denn „es gehören Bataillen dazu, um zu decidiren".

Wie schwer aber haben es ihm dann oft seine Gegner gemacht, sie zu fassen, vor allem der „Zauderer" Daun. „Die dicke Exzellenz von Kolin" wollte so oft nicht „ihren Kragen hergeben", wie der König es ersehnte. Und wie wenig verstanden es seine Unterführer, in seinem Geiste zu handeln. Seine besten Generale hatte der Krieg dahingerafft, und sein eigener Bruder Prinz Heinrich neigte auch einer Kriegführung der Stellungskunst zu. Ihm mußte der König noch 1761 schreiben: „Ich kenne die Kunst nicht, viele Feinde sich vom Halse zu schaffen, ohne sich von dem einen mit Gewalt loszumachen. Ich kenne alle Gefahren der Schlachten; trotzdem können Sie versichert sein, daß ich dem Feinde nie erlauben werde, nach Gefallen mit mir zu verfahren, sondern daß ich im Gegenteil ihn aufsuchen werde, wo ich ihn finde."

Nach diesen Grundsätzen handelte Friedrich unbeirrt weiter. Auch seine furchtbarste Niederlage, die von Kunersdorf, machte ihn darin nicht wankend. Und so kamen wieder die glänzenden Siegestage von Liegnitz und Torgau 1760.

Endlich erschlafften auch die Kräfte seiner Gegner, und in unangreifbaren Stellungen suchten sie nur den Krieg weiter hinzuziehen. Da brachte das Jahr 1762 den Frieden mit Rußland, schnell ging Friedrich den Österreichern wieder zu Leibe und schlug sie noch einmal bei Burkersdorf. Als dann Prinz Heinrich noch bei Freiberg in Sachsen am 29. Oktober seinen ersten und einzigen Sieg, zugleich den letzten des Krieges, erfocht, da folgten bald die Friedensunterhandlungen, die in Hubertusburg am 15. Februar 1763 dem siebenjährigen Ringen ein Ende setzten.

Selbst nach den glänzenden Erfolgen der ersten beiden Feldzüge war Friedrich immer noch ein werdender Feldherr, als er in den großen Kampf hinauszog. Erst hier, gegenüber den von allen Seiten auf ihn eindringenden Heeren seiner Gegner, wächst er zu seiner vollen Größe heran. Und nicht, daß er seine kühne Strategie und sein taktisches Verfahren der Lage und seinem Gegner anzupassen weiß, macht seine Größe. Nein, seine nie versagende Entschlußkraft auch in den schwersten Lagen ist es, was ihn vor allem zu einem großen Feldherrn macht; es ist die Fähigkeit, die auch ein Moltke an ihm bewunderte, den Entschluß immer bei sich selbst zu finden, „alles aus sich selbst zu nehmen". Auch er hat fehlgegriffen und sich geirrt, aber seine Entschlossenheit und Standhaftigkeit wuchsen mit den Gefahren, und ein Heer nach Niederlagen wieder zum Siege zu führen, das ist das Größte, was ein Feldherr zu tun vermag. Das hat Friedrich sechs Jahre hindurch immer aufs neue getan, und das sichert ihm auch für immer einen Platz unter den großen Feldherren aller Zeiten.



Verlag von Hanfstaengls Nachf., Berlin. Die Fahnen von Hohenfriedeberg. Fragment aus einem Gemälde von G Schöbel.

Friedrich der Große als Volkswirt.

Von Prof. Dr. Theo Sommerlad, Halle a. S.

Zweimal im Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts haben sich die Männer, die für Deutschlands Zukunft dachten und taten, auf Friedrich den Großen und sein Werk besonnen und berufen, und beidemal in einer Epoche wirtschaftlicher und sozialer Umgestaltung der Gegenwart. Das geschah damals, als seit der Begründung unserer wirtschaftlichen Einheit durch den Zollverein im Jahre 1834 die nationalen und liberalen Hoffnungen ein politisches Idealbild des großen Schlachtensiegers schufen, und das wiederholte sich, als seit dem Ausgang der siebziger Jahre die Wirtschaftspolitik des jungen deutschen Einheitsstaates bewußt den Bahnen zulenkte, die der weitblickende königliche Volkswirt einst eingeschlagen hatte. Wie immer der Werdende sich anklammert an die gefesteten Grundsätze eines Fertigen und Vollendeten, so wählte sich auch das Wirtschaftswollen unseres von unausgeglichenen Gegensätzen und Kämpfen bewegten Geschlechtes einen Führer und Helden, um ihm die Wege zu innerer Einheit und äußerem Erfolg nachzuarbeiten.

Geleitet von dem Grundsatz, als Hilfsmacht zur Lösung der Fragen und Forderungen des Tages die geschichtliche Erkenntnis zu entbieten, hat auch die wirtschaftsgeschichtliche Forschung des letzten Menschenalters dem Wirtschaftswerk des großen Königs weitgehende Pflege geschenkt und in festen Strichen das Bild entworfen, dessen Umrisse und Grundlinien nicht mehr verzeichnet werden können.

Wie Bismarck auf politischem, so gehört Friedrich der Große auf wirtschaftlichem Gebiet nicht zu den neuschöpferischen, sondern zu den vollendenden Persönlichkeiten der Geschichte. Er hat die Verwaltungsarbeit seiner Vorgänger, des Großen Kurfürsten und Friedrich Wilhelms I. fortgesetzt, und er ist gleich ihnen ein überzeugter Anhänger der wirtschaftspolitischen Grundsätze und Grundgedanken des Merkantilismus gewesen. Getreu diesem ersten weitverbreiteten System der neuzeitlichen Wirtschaftspolitik bekannte auch er sich ganz und gar zu seinen drei Forderungen staatswirtschaftlicher Tätigkeit: das Geld im Lande auf jede Weise zu mehren, dem Staat die Sorge für dessen Vermehrung zu überantworten und endlich den Staat auch mit der Leitung der volkswirtschaftlichen Konsumtion zu betrauen, um auf diese Weise eine Steigerung der nationalen volkswirtschaftlichen Produktion zu erzielen. Eigenartig an Friedrichs Wirtschaftspolitik sind nur die zähe Willenskraft und die unerbittliche logische Folgerichtigkeit, mit der sein kühner und geschulter Geist das merkantilistische Programm bis in seine äußersten Verzweigungen vertrat, und die überwältigende Selbstverleugnung, in der er seine Person vollständig den Zwecken und Zielen seines Staates zum Opfer brachte.

Die volks- und staatswirtschaftliche Arbeit Friedrichs des Großen fällt nahezu ausschließlich in die zweite friedliche Epoche seiner Regierung, die sich seit dem Jahre 1763 seiner an niederschmetternden Schlägen und beispiellosen Erfolgen so reichen kriegerischen Betätigung angeschlossen hat. Es sind dreiundzwanzig Reformjahre, die dreiundzwanzig Schlachtenjahren folgen, hier wie dort zufällig die gleiche Zahl und in gleicher inhaltlicher Trennung, wie einst schon bei dem gewaltigen Neugründer des mittelalterlichen Frankenstaates, bei Karl dem Großen.

Der merkantilistische Gedanke der sogenannten „günstigen Handelsbilanz", der in den Schriften englischer Theoretiker des siebzehnten Jahrhunderts zum erstenmal aufgetreten war, hat mit seiner Zaubermacht auch Friedrich den Großen beherrscht. Auch er glaubte, daß es um Volkswirtschaft und Nationalreichtum gut stehe, sobald ein Land größeren Produktenwert aus- als einführe. Von diesem Gesichtspunkt aus sind zunächst die Fabrikanlagen verständlich, deren Unternehmer durch staatliche Prämien, Vorschüsse und Darlehen unterstützt wurden. Neben all den Eisen- und Stahlfabriken, Zuckersiedereien und Zuckerraffinerien, Papier-, Samt-, Woll- und Baumwollfabriken hat auch die Berliner Porzellanmanufaktur, die 1763 neu begründet wurde, sich keineswegs als künstliche Pflanzung ohne Lebensfähigkeit erwiesen, wie man wohl gemeint hat. Vielleicht kann ein solcher Vorwurf indessen Friedrichs unablässigen Bestrebungen, die Seidenindustrie in seinem Lande einzubürgern, nicht erspart bleiben. Sie hat bei ihren im Vergleich zu Frankreich stets sehr hohen Produktionskosten nur geringen Export erzielt, ist über den Bereich einer Hausindustrie nur unerheblich hinausgekommen und hat im märkischen Sande niemals feste Wurzel gefaßt. Erfreulicher entwickelte sich dagegen das Berg- und Hüttenwesen, obwohl ihm Friedrich geringere Teilnahme als anderen Zweigen der Nationalwirtschaft entgegenbrachte, und obwohl die Pläne einer Verstaatlichung des gesamten Handels mit Bergwerkserzeugnissen nicht zur Verwirklichung gediehen. Die Regelung des Eisenhandels und die Freigabe der alten Provinzen für die Einfuhr schlesischen Eisens im Jahre 1779, die Errichtung des Bergwerks- und Hüttendepartements im Generaldirektorium und der Erlaß einer schlesischen Bergordnung haben außerordentlich segensreich gewirkt und den



1. Denkmünze: Abschluß der Justizreform 1785. 2. Bankotaler 1765. 3. Levantetaler 1767. 4. Denkmünze auf die Schlacht bei Prag. 5. Albertustaler 1767.



Schloß Rheinsberg. Nach einer Zeichnung von G. Schöbel.

Aufschwung von Eisenindustrie und Kohlenbergbau hervorgerufen.

Es ist heute nicht mehr statthaft, die früher oft gewagte Äußerung zu wiederholen, die Merkantilisten hätten sich nur der Industrie und nicht der Landwirtschaft ihrer Staaten angenommen. Sie trifft so wenig auf den französischen Volkswirt Colbert zu wie auf Friedrich den Großen. Vergegenwärtigt man sich die gewaltige Arbeit der Landesmelioration und Kolonisation des flachen Landes, die der König unermüdlich vollbrachte, wie er allenthalben, in Litauen und in Preußen, in der Kurmark wie im Warthe- und Oderbruch, aus öden Strecken fruchtbares Ackerland schuf, so erscheint es verständlich, daß Gustav Freytag einmal meinte, bei der Schlußwendung des zweiten Teiles des „Faust" habe Goethe das Bild des kolonisierenden Friedrich vorgeschwebt. Wohl war der Herrscher bestrebt, die Getreidepreise eher niedrig als hoch zu halten und die Ausfuhr zahlreicher Naturprodukte auf jede Weise zu fördern. Aber wie er durch Pfandbriefanstalten und ritterschaftliche Kreditinstitute gegen die Auswucherung und für die Erhaltung des adeligen Großgrundbesitzes sorgte, wie er die 1765 errichtete Berliner Giro- und Leihbank auch mit Hypothekendarlehen befaßte, so hat er vornehmlich in der großen damaligen sozialen Frage des Bauernstandes, die sein Vater schon angeschnitten hatte, seine Hand gerührt. Auf den Königlichen Domänen wurde der nicht erbliche Kossätenbesitz in erblichen umgewandelt und die Erbuntertänigkeit in Ostpreußen, Litauen und Westpreußen aufgehoben.

Der Binnenkolonisation gliedert sich die Tätigkeit auf dem Felde des Kanalisationswesens unmittelbar an. Der Bau des Bromberger, des Finowschen und des Plauenschen Kanals hat das Weichsel-, Oder- und Elbegebiet miteinander verbunden und zugleich eine Vermittelung zwischen den östlichen Flußsystemen und dem inneren Deutschland hergestellt. Diese neuen Wasserstraßen haben gleich sehr dem Absatz gewerblicher wie landwirtschaftlicher Erzeugnisse gedient und auch der Hauptstadt Berlin genützt, die den Binnenverkehr an sich zog. Der Landstraßen freilich hat sich der König nicht in gleicher Fürsorge angenommen, weil er bezeichnenderweise wähnte, je schlechter die Straßen, desto länger müßten die Fuhrleute im Inland bleiben, und desto mehr Geld ließen sie dann zurück.

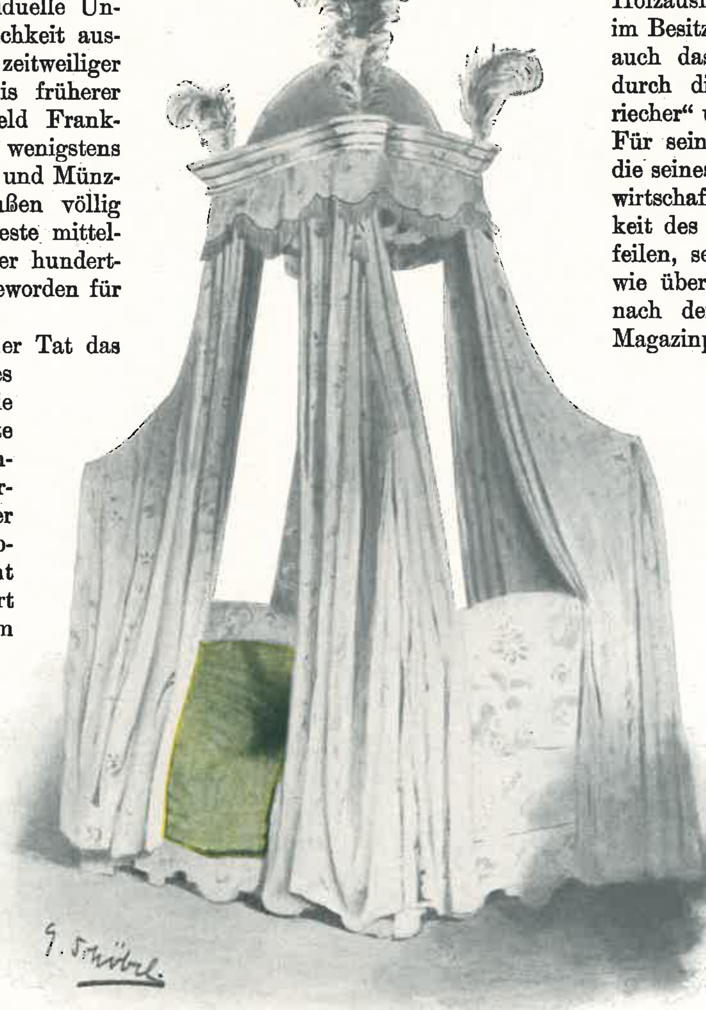
Dem Ziel der merkantilistischen Staatspraxis, die der Erweiterung des Absatzgebietes der heimischen Arbeitserzeugnisse zudrängte, blieb auch Friedrich treu, als er die Traditionen des Großen Kurfürsten aufnahm und überseeische Handelsbeziehungen anzuknüpfen suchte. Den Ausfuhrhafen Swinemünde hat er 1740 neu angelegt, und in den fünfziger Jahren schon privilegierte er asiatische Handelsgesellschaften im ostfriesischen Emden, ja, noch in den achtziger Jahren nahm er mehrfachen, wenn auch vergeblichen Anlauf, die Emdener Ostindische Kompagnie wieder zu beleben. Allerdings, weitergehenden Projekten eigener Kolonien hat er sich allzeit verschlossen, sowohl denen, die im Jahre 1762 der Regierungspräsident v. Derschau, wie denen, die später der alte Kolonialschwärmer Nettelbeck ihm unterbreitete. Die politische Lage schien ihm wenig günstig für ihre Ausführung, und näherliegende wirtschaftliche Aufgaben hatten sein stärkeres Interesse.

Die Rücksicht auf die heimische Industrie und finanzielle fiskalische Zwecke sind es, die Friedrich in seiner Steuer-, Zoll- und Münzpolitik zu nachhaltigem Ausdruck brachte. Das reformierte Akzisewesen und das Zollwesen mit seinem schon von Friedrich Wilhelm I. begründeten Schutzsystem für Industrie und Landwirtschaft nahm er in eigene Regie, bedauerlicherweise zwar mit

französischen Beamten, aber doch mit dem ausdrücklichen Bestreben, durch Hilfe der Besteuerung die individuelle Ungleichheit in Besitz und Einkommen nach Möglichkeit auszugleichen. Seine Münzpolitik aber strebte, trotz zeitweiliger Rückfälle in die alte Münzverschlechterungspraxis früherer Zeiten, einen Münzfuß zu schaffen, der das Geld Frankreichs und Hollands entbehrlich machte, und hat wenigstens durch den nach dem braunschweigischen Handels- und Münzkommissar benannten Graumannschen Fuß Preußen völlig vom Reichsmünzwesen losgelöst und die letzten Reste mittelalterlichen Münzwesens beseitigt. Er hat dann über hundertzwanzig Jahre bestanden und ist die Grundlage geworden für unseren heutigen Reichsmünzfuß.

Das Ergebnis all dieser Maßnahmen war in der Tat das erwartete, und es war ein glänzendes im Sinne des Merkantilismus. Die ungünstige Handelsbilanz, die der Arbeit des Vaters nicht gewichen war, hatte sich unter den Händen des Sohnes zu einer günstigen gewandelt. Die Ausfuhr überstieg an Natur- und Industrieprodukten insgesamt um $4\frac{1}{2}$ Mill. Taler die Einfuhr, und von dem Jahreswert der gewerblichen Tätigkeit (30 Millionen) sind nur 53 Prozent im Inland verbraucht, 47 Prozent dagegen exportiert worden. Doch der König war keineswegs mit dem Gewonnenen zufrieden. Sein unablässiges Sinnen und Trachten ging nicht nur darauf hinaus, wie es möglich wäre, die fiskalischen Einnahmen ins Ungemessene zu steigern, sondern auch, je mächtiger in ihm selber der Staatsgedanke von Jahr zu Jahr wuchs, wie es gelingen könnte, den Staat zur allbeherrschenden Macht des Wirtschaftslebens, zum ehernen Schulzwang des gesamten Soziallebens zu erheben.

Für Monopolgesellschaften hat ja Friedrich allzeit eine ausgesprochene Neigung bekundet. Der Getreidehandel auf Elbe und Oder, der Heringshandel, der Berlin-Potsdamer Brennholzhandel und der alleinige Vertrieb der Levanteartikel waren in ihren Händen. Und die Aktien des 1772 eröffneten Institutes der Seehandlung, dem das Monopol des Seesalz-, Wachs- und Holzausfuhrhandels zugebilligt wurde, befanden sich zu $\frac{7}{8}$ im Besitz des Königs selber. Endlich aber hat er der Regie auch das Kaffee- und Tabaksmonopol übertragen und sich durch die französischen Verwaltungsbeamten, die „Kaffeeriecher" und Denunzianten, um viel Volkstümlichkeit gebracht. Für seine Magazinpolitik waren allerdings so wenig wie für die seines Vaters kaufmännische und fiskalische, sondern allein wirtschaftspolitische Gesichtspunkte maßgebend: Gleichmäßigkeit des inländischen Getreidepreises, seine Hebung in wohlfeilen, seine Minderung in teuren Jahren. Das gleiche Urteil wie über die Stellung beider Herrscher zum Heerwesen gilt nach dem Wort eines neueren Forschers auch von ihrer Magazinpolitik: Friedrich Wilhelm I. hat die Armee gerüstet, sein Nachfolger hat mit ihr Siege errungen; er hat die Kornmagazine geschaffen, Friedrich hat mit ihnen die Getreidepreise beherrscht.



Das Bett Friedrichs des Großen in Rheinsberg.
Nach einer Zeichnung von G. Schöbel.

Als vollendetster rechtlicher Ausdruck des staatswirtschaftlichen und staatsmonopolistischen Geistes des Königs erscheint das Gesetzgebungswerk, das indes nach seinem Tode erst im Jahre 1794 veröffentlicht worden ist: das Preußische Landrecht. Wie es echt merkantilistisch im Interesse eines noch untervölkerten Landes die Bevölkerungsmehrung grundsätzlich begünstigte und die Ehescheidung erleichterte, so hat es allgemein die Leibeigenschaft aufgehoben und das Privateigentum im öffentlichen Interesse sehr erheblich beschränkt. In seinem zweiten Teile (Tit. 19 § 1 u. 2) aber schwingt es sich gar zu der Bestimmung auf, daß es Pflicht des Staates sei, für die Ernährung und Verpflegung der Bürger zu sorgen, die sich ihren Unterhalt nicht selbst verschaffen können, und denjenigen, denen es an Mitteln und Gelegenheit des Verdienstes ermangelt, Arbeiten anzuweisen, die ihren Kräften und Fähigkeiten entsprechen. Fürwahr, Alexis v. Tocqueville hatte ebensowenig unrecht, wenn er meinte, der Geist solcher Vorschriften „avoisine le socialisme", wie der Graf Mirabeau,

Im Park von Rheinsberg. Nach einem Aquarell von G. Schöbel.



Am Abend der Schlacht bei Leuthen. Nach einem Gemälde von W. Camphausen.
(Mit Genehmigung der Phot. Gesellschaft in Berlin.)

nach dessen Ansicht Preußen mit seinem Landrecht „dem übrigen Europa um ein Jahrhundert vorausgeeilt" war. Hundert Jahre später hat Bismarck in einer Reichstagsrede des Jahres 1884 im Anschluß an die erwähnten Artikel das Recht auf Arbeit für den Arbeiter gefordert und also die große Sozialgesetzgebung des neuen Deutschen Reiches unmittelbar angeknüpft an das Gesetzbuch und an den in ihm waltenden Geist der Friderizianischen Monarchie.

Schier unfaßlich und unheimlich ist den Zeitgenossen der allerdrückende Staatsgedanke erschienen, der Untergrund und Schlußstein des volks- und staatswirtschaftlichen Schaffens Friedrichs bildete, und wie mit leisem Grauen schreckten sie vor der eisernen Härte dieses preußischen Wesens zurück. Erst der Stürme, der Enttäuschungen und Erfolge dreier Menschenalter hat es bedurft, ehe der Ausgleich gelang zwischen der schroffen Staatsgewalt der Hohenzollern und dem schroffen Individualismus des deutschen Soziallebens. Ein unverlierbares Besitztum aber blieb und bleibe dem Bunde der beiden der Grundsatz, den ihm der große königliche Volkswirt des achtzehnten Jahrhunderts durch sein Wirken und Wesen gewonnen hat: daß jedermann im Volke, ob Fürst oder Staatsbürger, ob reich oder arm, ob Arbeitgeber oder Arbeitnehmer zuerst und über allem ein Diener des Staates sei, der ihn schützt und hebt. Er hilft dem, der sich selber nicht mehr helfen kann, aber nur der allein ist würdig staatlicher Hilfe, der es gelernt hat, sie zu entbehren.

Friedrich der Große und Voltaire.

Von Dr. Käthe Schirmacher.

Friedrich der Große sah in fast allen Dingen das Wesentliche, das machte ihn groß. Als junger Mann schon suchte er sich ein klares Bild von der Welt zu machen, das „Welträtsel" zu lösen. Seit Deutschlands Kultur aber durch den Dreißigjährigen Krieg zu Tode getroffen, hatte es die geistige Führung Europas verloren, England und Frankreich, jedes national geeint, politisch mächtig, waren damals die geistigen Führer: englische Naturforscher, französische Philosophen begründeten die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts. Voltaire aber, der Locke und Newton in Frankreich bekannt gemacht, Voltaire, der englische und französische Kultur vereinte, Voltaire, der umfassendste und klarste Geist, den Frankreich hervorgebracht, Voltaire war der erste Fackelträger seiner Zeit.

Am 8. August 1736 schrieb Friedrich ihm zum erstenmal. Er war damals noch Kronprinz von Preußen, jedoch durch seine leidvolle Jugend ein in Europa schon bekannter Mann. Er machte auch französische Verse, beherrschte sein lebelang die französische Schriftsprache weit besser als die deutsche und nahte sich Voltaire als Schüler — in der Philosophie, der Poesie und dem Allgemeinwohl. Er betont, daß Voltaire der Fackel der Wahrheit folgt, um der Allgemeinheit zu dienen, und unterzeichnet „votre affectionné ami Fédéric".

An jenem 8. August traten zwei der bedeutendsten Menschen, zwei der größten Arbeiter, zwei der gewaltigsten Diener der Menschheit in Berührung. Es ist ein großer Gedenktag.

Seitdem begann ein reger Briefwechsel zwischen Rheinsberg, wo Friedrich, und Schloß Cirey, wo Voltaire bei der Marquise du Châtelet lebte. Hauptgegenstand der Briefe bilden philosophische Fragen. Beide waren Deisten, sie glaubten beide an einen Gott, der ihnen logisch und moralisch gleich unentbehrlich schien; beide waren überzeugt, daß der Mensch mit seinen menschlichen Kräften Gott nur ahnen, nicht aber erkennen kann; beide waren daher Gegner des starren Dogmas, einer unduldsamen Kirche und verlangten, daß die Menschen, die das Welträtsel ja doch nicht endgültig lösen können, sich gegenseitig in der Verschiedenheit ihrer Lösungen dulden, sie forderten die Toleranz oder, wie Friedrich es später ausdrückte, daß jeder nach seiner Fasson selig werden könne.

Friedrich war der sehr viel Jüngere, er zählte vierundzwanzig Jahre, Voltaire zweiundvierzig; an Geistesschärfe war Friedrich ihm aber gewachsen, ja, überlegen, bekehrte er doch Voltaire mit der Zeit zum folgerichtigen Determinismus. Sehr bald wünschte Friedrich, Voltaire zu besitzen, ihn bei sich zu sehen, sei es zu Besuch, sei es auf die Dauer, und er hat dieses Ziel mit der ihm eigenen Zähigkeit verfolgt und auch erreicht. Ein Haupthindernis auf seinem Wege war Voltaires Freundschaft mit der Marquise du Châtelet. In diesem Punkt haben Voltaire und Friedrich sich nie verstanden, denn hier waren sie wesensverschieden. Voltaire — darin Goethe gleich — bedurfte weiblichen Einflusses zu seiner Entfaltung, er ist sogar einer der wenigen Großen, die geistig bedeutende Frauen zum innigsten Verkehr suchten; Friedrich hat dieser Ergänzung völlig entbehrt, diese Seite gar nicht entwickelt. Hier ist Voltaire der Reiche, Warme, Friedrich der Kühle, Dürftige. Er suchte daher Voltaire auf jede Weise von der Freundin zu trennen, Voltaire aber, der als Charakter so viel Geschmähte, blieb unerschütterlich fest, Treue in der Freundschaft, auch der Frau gegenüber, war ein philosophischer Grundsatz, der dem frühreifen Knaben schon in der Société du Temple eingeprägt worden war. Unter den schwierigsten Umständen hielt Voltaire an der Marquise fest, der Tod nur konnte ihn von ihr scheiden. Friedrich, der seine Gemahlin (sie waren freilich „verheiratet worden") ganz in kühle Ferne schob, hat diese unverbrüchliche Treue nie begriffen.

Der Kronprinz von Preußen freilich — was konnte er Voltaire bieten? Er war in der Hand seines Vaters, der Frankreich doch nur als ein mit Bibel und Stock um sich schlagender Barbar erschien. Was sollte Voltaire in dem wilden, kalten Preußen? Da war es leichter, wird man sagen, bei der Marquise in dem angenehmen Cirey, dem zivilisierten Frankreich bleiben.

Friedrich aber wurde schon im Juli 1740 König von Preußen, das änderte die ganze Lage, und einem praktischen Philosophen wie Voltaire, einem Philosophen, der seine Lehre gern in die Tat umsetzte, mußte selbst ein so kleines und entferntes Land wie damals Preußen als eine unschätzbare Versuchsstation für Aufklärung und Toleranz erscheinen.

Auf der ersten Besuchsreise durch seine weitverstreuten, zerrissenen Lande traf Friedrich sich mit dem verehrten, bewunderten Lehrer; es war am 11. September 1740 im Schloß Moyland bei Kleve. Ein unwirtliches Schloß; Friedrich lag fiebernd auf dem Bett, von einer dürftigen Kerze erhellt — da trafen sich die beiden Genies und bezauberten einander. Im November 1740 besuchte Voltaire den König dann zum erstenmal in Berlin, im August 1743 kam er ein zweites Mal und dann erst am 18. Juni 1750 wieder, damals aber zu ständigem Aufenthalt bei seinem Freunde Fédéric.

Jedesmal hatten beide Männer sich an ihrer Unterhaltung, ihrer geistigen Bedeutung entzückt; jedesmal wurde Voltaire mit Geschenken und Ehren überhäuft; jedesmal hatte Friedrich versucht, ihm die Rückkehr nach Frankreich abzuschneiden; jedesmal Voltaire, mit Friedrich diplomatische Verhandlungen zu pflegen. In beiden letzten Punkten hatten beide gleichen Mißerfolg.

Von 1744 bis 1747 waren Friedrichs Aussichten, Voltaire für sich zu gewinnen, am geringsten, denn in jener Zeit schien sich der französische Hof Voltaire zuzuneigen. Er wurde Gentilhomme de la Chambre du Roi, Hofhistoriograph, besaß die Gunst der Marquise Pompadour und übte Einfluß auf den König von Frankreich, das mußte ihn ja noch weit mehr locken, als den König von Preußen philosophisch zu beraten.

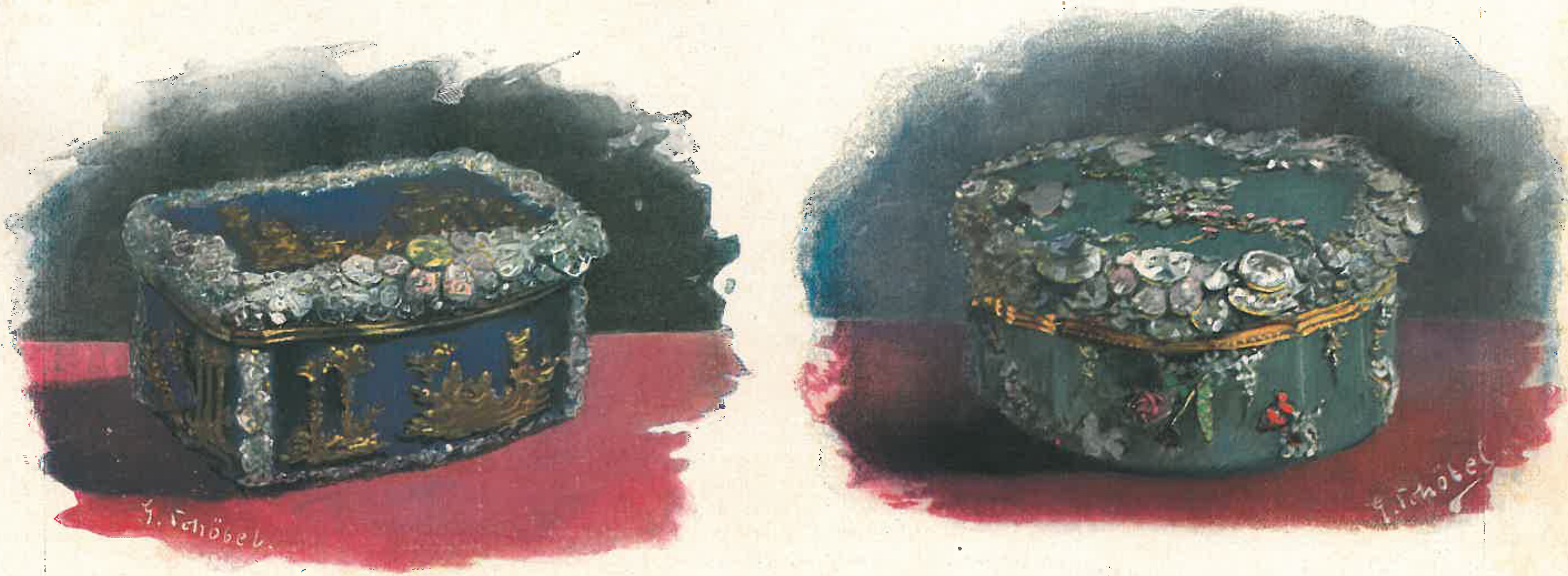
Um ihn von Frankreich zu lösen, dazu bedurfte es herbster Enttäuschungen am französischen Hofe, der Überzeugung, daß er hier stets als ein gefährlicher Mann gelten werde, und es bedurfte dazu auch des Todes der Marquise (1749).

In den Grundfesten seines Wesens und Lebens erschüttert, begab er sich am 18. Juni 1750 zu Friedrich nach Berlin.

Der große Mann braucht überall viel Boden, sagt Lessing, viele, zu nah gepflanzt, zerschlagen sich nur die Äste. Dieses weise Wort gilt von Voltaire und Friedrich in Berlin, Potsdam und Sanssouci (1750 bis 1753). In der Umgebung des Königs fand Voltaire



Vivatband aus der Zeit Friedrichs des Großen.



Prunkdosen Friedrichs des Großen. Nach Aquarellen von G. Schöbel.



Friedrich der Große auf Reisen. Nach einem Ölgemälde von A. Menzel.
(Aus dem Kunstverlag Gustav Schauer, Berlin.)



Hans Joachim v. Zieten.



General v. Seydlitz.

viele Landsleute, er kam als der Größte und erregte Neid und Mißgunst; er war selbst hochbedeutend, aber auch sehr eitel und verletzlich; trotz seiner sechsundfünfzig Jahre steckte er voller Streiche und Teufeleien, sei es auch nur, um sich durch die Übermacht seines Witzes gegen die Übermacht des Königs zu verteidigen, den er in seinem Freunde Fédéric nun kennen lernte, und die jener ins Treffen führte, weil er der Fehden, Ränke, Bosheiten seiner Schöngeister und Philosophen nicht anders Herr zu werden wußte.

Nein, sie ist nicht erbaulich, diese Zeit der räumlichen Nähe Voltaires und Friedrichs. Beide sind sie menschlich, allzu menschlich, beide zeigen sie ihre kleinen Seiten, und Voltaire, früher der hochverehrte, bewunderte Lehrer und Führer, der aber unerlaubte Geldgeschäfte trieb und unerlaubte Satiren veröffentlichte, mußte sich von dem einstigen Jünger auf die Finger klopfen lassen wie ein ertappter Schulbube. Das war unerträglich. So taten sie das einzig Richtige, sie trennten sich, eine Form huldvoller Entlassung ward gefunden, und Voltaire reiste der französischen Grenze zu.

Er war gegen Friedrich sehr aufgebracht; als dieser ihm in Frankfurt nun noch seine Oeuvres de Poésie abfordern ließ, brach Voltaire, durch rohe Behandlung gereizt, in wütenden Zorn aus. Die Freundschaft zwischen beiden schien völlig zerbrochen, und der Briefwechsel schweigt auf lange Zeit.

Aber — sie hatten einander doch einmal liebgehabt, sie wußten im Grunde doch immer, welch zwei gewaltige Kerle sie waren, und in den Stürmen des Siebenjährigen Krieges, als Friedrich entschlossen ist, an der Spitze seiner Truppen zu sterben, schreibt ihm Voltaire: „Wer nur ein König ist, mag den Verlust seiner Staaten als großes Unglück empfinden, ein Philosoph aber bedarf keiner Staaten."

Friedrich antwortet:

„Je dois, en affrontant l'orage
Penser, vivre et mourir en roi."

So waren sie wohl verschiedener Meinung, aber sie standen seitdem wieder in Freundschaft zueinander, jeder ein siegreicher Herrscher auf eigenem Grund, jeder ein Fürst des Geistes, jeder ein großer Arbeiter, ein unermüdlicher Diener der Menschheit. An allen geistigen Großtaten des greisen Voltaire, an allen ihm bereiteten Ehrungen nahm Friedrich Anteil, sie bleiben im Verkehr, bis Voltaire 1778 seine Augen schließt, sie haben allen Groll vergessen: es sind versöhnte Schatten, die uns in Sanssouci begegnen. Und wie sie sich in der ihnen nötigen Entfernung Gerechtigkeit erweisen, so soll auch die Nachwelt beiden mit Ehrfurcht nahen: selbst ihre Zwistigkeiten sind noch lehrreich und originell; vorbildlich aber sind sie in ihrer Klarheit, Arbeit, öffentlichen Dienstbarkeit. Sie waren beide große Diener einer großen Pflicht.



Graf v. Schwerin.



Friedrich der Große und die Musik. Von Prof. Dr. Georg Thouret.

Die Musik kommt in ihrer Wirkung der gewaltigsten und leidenschaftlichsten Beredsamkeit gleich. Gewisse Akkorde rühren und erregen die Seele in wunderbarer Weise; sie spricht zum Gemüt, und wer davon Gebrauch zu machen versteht, der vermag seine Gefühle den Hörern mitzuteilen." So schreibt Friedrich an den kunstsinnigen Grafen von Schaumburg-Lippe, und in einem Briefe an Algarotti preist er „die entzückende Melodie, deren geheimnisvolle Wirkungen das Herz mit dem süßen Zauber einer Melancholie umspinnen, in der die beruhigte Seele sich von der flüchtigen Sorge loslöst und das Glück kostet, das die Himmlischen genießen". Es steht fest, daß der König als Flötenspieler und auch als Komponist mehr denn bloßer Dilettant war; jeder weiß, daß er ein Opernhaus baute und sein Land den Musen öffnete, aber weniger bekannt ist die Hauptsache: nämlich, daß die Musik für ihn Lebensbedürfnis war, daß die Musik, seine „Freundin", ihn neben der Poesie, seiner „Göttin", in der schweren Leidenswoche seines Lebens, den sieben Kriegsjahren, getröstet und aufrechterhalten hat. Dabei hatte er trotz aller Vorliebe für die französische Sprache und Literatur die echt deutsche „Leidenschaft für das Adagio", wie er selbst seiner Schwester schreibt, und offenbarte beim Vortrage langsamer Sätze eine Tiefe und Weichheit des Gefühls, welche die Mitwelt ihm sonst nicht zutraute, welche nun aber die erstaunten Zuhörer um so stärker und bis zu Tränen rührte.

Zehn Kinder erwuchsen dem Könige Friedrich Wilhelm I., und alle waren musikalisch, einige sogar ganz hervorragend; auf sie hatte sich das recht bedeutende musikalische Talent der Großmutter aus dem Welfenhause, der ersten Königin Sophie Charlotte, vererbt. Daß der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. eine Abneigung gegen die Musikübung des Kronprinzen gehabt habe, ist eitler Klatsch. Vielmehr förderte er anfangs die Beschäftigung mit der Musik in jeder Weise; erst als er zu erkennen glaubte, daß Friedrich über Büchern und Flöte wichtigere Studien vernachlässige, ja, versäume, verbot er die Musik — zu spät und vergeblich.

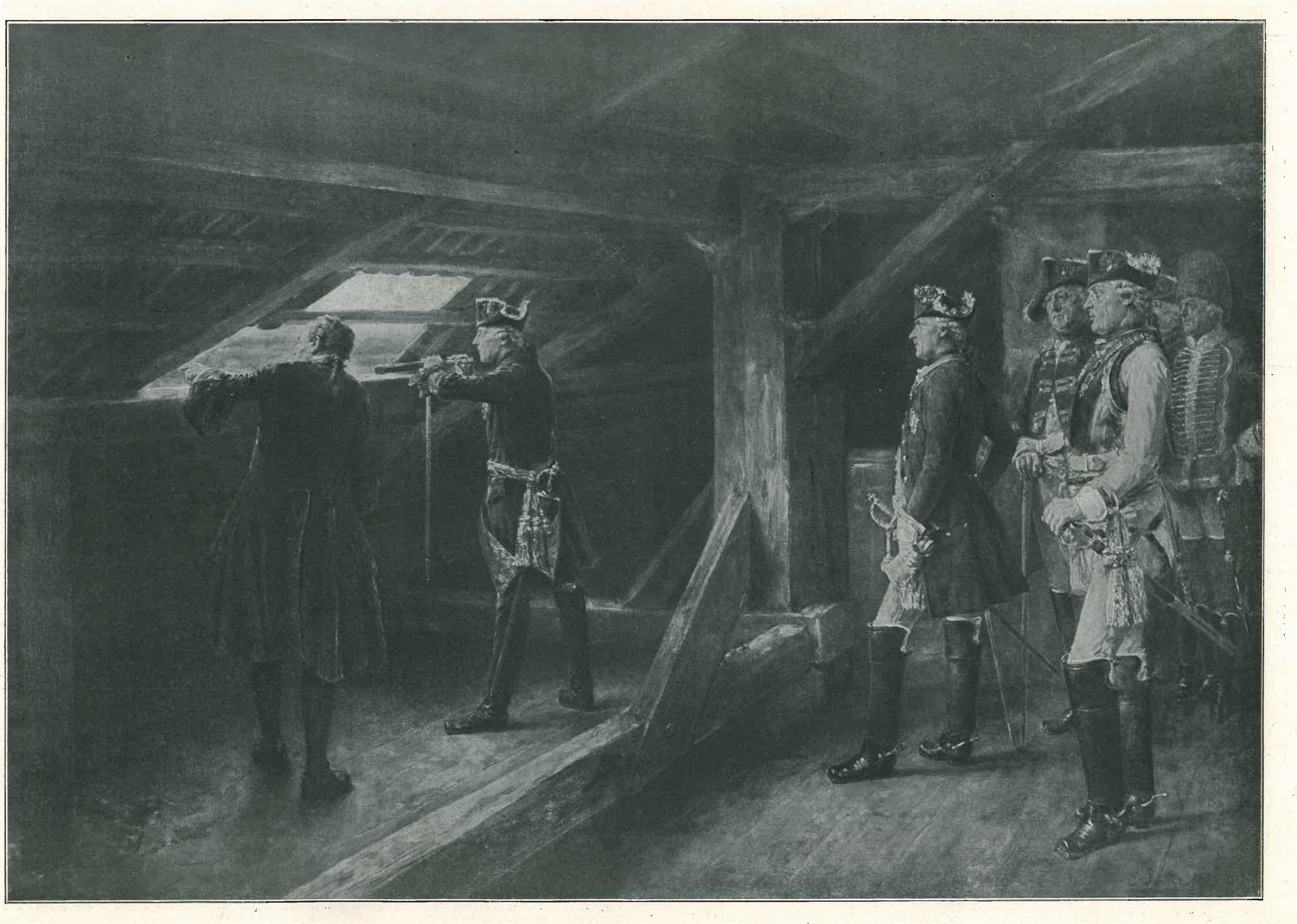
Als Knabe erhielt der Kronprinz Klavierunterricht beim Domorganisten



Leopold von Dessau.



General v. Winterfeld.



Rekognoszierung vor der Schlacht bei Roßbach. Nach einem Gemälde von Seiler.
(Mit Genehmigung der Neuen Phot. Gesellschaft in Steglitz-Berlin.)

Heyne und spielte unter anderm die Melodien zu französischen Psalmen. Auf dem Deckel des noch vorhandenen Buches sind einzelne Nummern verzeichnet, „die der Kronprinz gerne spielet". Darunter sind herbe Melodien in Moll, die nicht leicht einem Knaben gefallen dürften. Heynes Unterricht war gründlich, wenn auch langweilig; er ließ den Prinzen Choräle vierstimmig aussetzen, erschloß ihm die Geheimnisse des Generalbasses und gewöhnte ihn an eine strenge



Joseph II. von Österreich.

Stimmführung. Zeitlebens hat Friedrich der Große am strengen Stil festgehalten. Einst sagte er zu Fasch, der ihn am Flügel begleitete: „Es freut mich immer, wenn ich finde, daß sich der Verstand mit der Musik zu schaffen macht; wenn eine schöne Musik gelehrt klingt, das ist mir so angenehm, wie wenn ich bei Tische klug reden höre." Daß der Kronprinz später gerade die Flöte wählte und dadurch dies Instrument in Mode brachte, war eine Folge des berühmten Besuches am Dresdener Hofe im Frühjahr 1728. Zum erstenmal in seinem Leben betrat er ein großes Theater, hörte er eine Oper. In Dresden hörte er auch Quantz, den ersten Flötisten der Zeit. Dieser begleitete noch in demselben Jahre den Kurfürsten August II. zum Gegenbesuch nach Berlin. Als er sich hier in einem Konzert der Königin hören ließ, entschloß sich der Kronprinz, das Flötenspiel zu erlernen. Quantz kam mit Urlaub jährlich zweimal auf längere Zeit nach Berlin, um den Unterricht fortzusetzen, der sofort begonnen hatte. Sehr bald aber brach der Konflikt zwischen Vater und Sohn aus; nach heftigen Auftritten verbot der König dem Kronprinzen Lektüre und Musik. Friedrich konnte nur im geheimen und unter Vorsichtsmaßregeln musizieren, und allzu kurz blieben die schönen Stunden, in denen er die Laute seiner Schwester Wilhelmine, der späteren Markgräfin von Bayreuth, auf der Flöte begleitete. Auf die englischen Heiratspläne anspielend, äußerte Friedrich, er werde nie eine andere „principessa" — so hatte er seine Flöte getauft — lieben. Die Schwester nannte ihre Laute den „principe"; im ersten Briefe aus Küstrin wünscht Friedrich sehnlichst die glücklichen Tage wiederzusehen, „wo sich ihr principe und seine principessa wie früher küssen könnten". Auf der Festung wurde ihm zunächst auch die Flöte vorenthalten. Bald aber erhielt er sie heimlich zurück — zum Trost.

Die glücklichsten Tage erlebte die Flöte mit Friedrich in Rheinsberg. Der Vater ließ ihn hier nach Herzenslust musizieren. Soweit die knappen Mittel reichten, schuf sich der Kronprinz eine kleine Kapelle von fünfzehn Mitgliedern; er zog Graun als Sänger und Komponisten in seinen Dienst; natürlich treffen wir auch Quantz hier. Friedrich machte bei beiden regelrechte musikalische Schularbeiten; denn er wollte überall wissen, „wie es gemacht werde". Das treffliche Brüderpaar Franz und Johann Benda war die Zierde der Kapelle, und im Jahre 1740 trat Carl Philipp Emanuel Bach als Klavierist hinzu. Es blieb eine stolze Erinnerung für diesen Sohn des alten Thomaskantors, das erste Solo, das Friedrich als König blies, begleitet zu haben.



Maria Theresia.

Vater und Sohn hatten den Modus vivendi gefunden und ehrten die unüberbrückbare Kluft zwischen ihren Geschmacksrichtungen. Eine lustige Geschichte, an deren Wahrheit nicht zu zweifeln ist, kennzeichnet das Verhältnis am besten. Aus Anlaß eines heiteren Vorfalles im Tabakskollegium hatte der Kapellmeister Pepusch ein humoristisches Stück für sechs Fagotte komponiert und die Instrumente als Porco primo, secondo (als erstes, zweites usw. Schwein) bezeichnet. Der König schüttelte sich bei diesem Stück jedesmal vor Lachen. Der Kronprinz bat Pepusch, das Stück auch bei ihm über Tisch zu Gehör zu bringen. Sechs Notenpulte wurden aufgestellt, und die Tafelrunde freute sich auf das „musikalische Gegrunze". Pepusch kommt aber mit sieben Hoboisten, legt ernsthaft die Noten auf die Pulte und sieht sich, ein Notenblatt in der Hand, im Saale um. Der Kronprinz fragt ihn: „Herr Kapellmeister, sucht er etwas?" — „Es fehlt ein Pult." — „Ich dachte, es seien nur sechs Schweine in seiner Musik?" — „Ganz recht, Königliche Hoheit, aber es ist noch ein Ferkelchen hinzugekommen — ein Flauto solo."



Nach dem Kriege. Nach einer Zeichnung von G. Schöbel.

Friedrich selbst erzählte Quantz diese Geschichte und fügte lachend hinzu: „Der alte Kerl hatte mich richtig angeführt, und ich mußte ihm gute Worte geben lassen, damit er das Ferkelchen nicht noch dazu vor meinem Vater produzierte." Friedrich Wilhelm wußte, daß sein Nachfolger „Komödie und Theater" haben würde; kurz vor seinem Tode soll der König seinem Sohne freimütig angedeutet haben, daß eine gute Oper weniger kosten würde als — die Potsdamer Riesengarde.

Sofort nach seinem Regierungsantritt begann Friedrich II. seine Kunstpläne zu verwirklichen. Knobelsdorf, der das Rheinsberger Schloß ausgebaut hatte, erhielt noch vor dem Ausbruch des ersten Schlesischen Krieges den Auftrag, den Bau des Opernhauses, an dessen Entwurf der König beteiligt war, anzufangen; Graun aber reiste nach Italien, um Sänger und Sängerinnen und einen geschickten Textdichter zu engagieren. Auf einer provisorischen Bühne im Schlosse ging am 13. Dezember 1741 Grauns „Rodelinda" in Gegenwart des Königs als erste Oper in Szene. Das Opernhaus wurde am 7. Dezember 1742 mit Grauns zweiter Oper „Cleopatra" eröffnet, ohne fertig zu sein; die letzten Gerüste verschwanden erst 1744. Das Haus hatte fast eine Million Taler gekostet. Im Innern unter Friedrich Wilhelm II. umgebaut, hat es fast hundert Jahre gestanden; der große Brand am 18. August 1843 ließ nur die Umfassungsmauern übrig.



Schloß Sanssouci. Nach einem Aquarell von G. Schöbel.

In den glänzenden Friedensjahren um 1750 bekümmerte sich der König um alles, was die Oper betraf, um Gesang, Tanz, Dekoration, Spiel, Maschinerie, Text und Musik, Proben und Aufführungen. Der Vielbeschäftigte fand noch Zeit, einen Sänger privatim im Adagio zu unterweisen. Die Solokräfte stammten aus Italien; drei Sterne ersten Ranges bezeichnen den Höhepunkt: der Sänger Salimbeni aus Mailand (1744 bis 1750), die Sängerin Astrua aus Turin (1747 bis 1757) und die Tänzerin Barbarina aus Venedig (1744 bis 1748). Keine Bühne Europas besaß bessere Kräfte. Von der Astrua schreibt Friedrich: „Diese Sängerin macht Harpeggien wie die Violine und singt alles, was die Flöte spielt, mit unendlicher Leichtigkeit und Schnelligkeit." Die Barbarina war die anerkannt erste Tänzerin Europas; sie wurde in Berlin verwöhnt und mit Huldigungen überschüttet. Den größten Triumph feierte sie in der Pantomime „Pygmalion", wo sie eine Statue darstellte, die sich allmählich belebte.

Der König wollte damals glänzend auftreten und sparte das Geld nicht. Oper war nur im Winter, von Ende November bis März, zweimal in der Woche; Eintrittsgeld ward nicht erhoben, die Karten wurden verteilt. Um nun in den Sommermonaten das Vergnügen einer Oper nicht ganz zu entbehren, richtete Friedrich in Potsdam das sogenannte Intermezzo ein, eine komische Oper en miniature mit zwei bis vier Rollen. Aus diesen Intermezzos hat sich im Laufe der Zeit die italienische Buffooper entwickelt. Zu mehreren Graunschen Opern hat Friedrich die Texte entworfen, zu zweien — Sulla und Montezuma — vollständig in französischer Prosa ausgeführt und dann in italienische Verse übertragen lassen. Der Text zu Montezuma ist seine beste Leistung und noch heute lesbar.

Der Krieg machte der Pracht ein Ende. Der Tag von Kollin gab das Signal zur Auflösung der Oper; jeder mußte sehen, wo er blieb, statt des Gehaltes gab es unsichere Anweisungen. Im Jahre 1759, kurz vor Kunersdorf, starb der treue Graun, und im Herbste 1760 schlugen russische Kanonenkugeln in das Dach des Opernhauses. Nach dem Kriege wurde die Oper wiedereröffnet, erlebte auch eine zweite kurze Blüte, aber Friedrichs Enthusiasmus war dahin. Der Sieger von Leuthen war ein anderer als der Sieger von Hohenfriedeberg. Seit 1781 blieb des Königs Sessel leer.

Merkwürdig bleibt die Tatsache, daß Friedrich niemals einen italienischen und überhaupt keinen ausländischen Kapellmeister gehabt hat, ja, nie das Werk eines Ausländers im Opernhause hat aufführen lassen. Er hielt die deutsche Musik, die im Grunde natürlich italienisch war, für die beste. Umgekehrt hielt er von deutschem Gesang nichts und ließ sich selbst durch Elisabeth Schmeling-Mara, die den jungen Goethe in Leipzig entzückt hatte, schwer überzeugen, daß auch die Deutschen singen könnten. Freilich sang auch die Schmeling lieber in italienischer als in deutscher Sprache. Graun und Quantz umschrieben im wesentlichen den musikalischen Geschmack Friedrichs. Beide haben nur für ihn komponiert, Graun für die Oper, Quantz für das Kammerkonzert, das mit seltenen Ausnahmen täglich die Haupterholung des Königs in Sanssouci

bildete. Aber auch Friedrich selbst hat bis zum Siebenjährigen Kriege komponiert: vier Flötenkonzerte, hundertzwanzig Flötensonaten, mehrere Opernarien, Ouvertüren und einige Märsche. Von fünf Sonaten sind noch die Urschriften vorhanden; sie beweisen ganz zweifellos, daß Friedrich der Große komponieren konnte und selbständig komponiert hat, wenn er auch seine Kompositionen Graun und Quantz zur Durchsicht gezeigt haben mag. Aus leicht begreiflichem Mißtrauen hat man immer wieder die Selbständigkeit dieser königlichen Kompositionen angezweifelt; mit Unrecht. Die genaueste Forschung spricht hier für den König, und um so mehr, als seine Kompositionen durchschnittlich schlechter sind als die von Quantz. Er komponierte ja auch nur für sich, zu seinem Vergnügen und hat keine Note drucken lassen. Am besten sind ihm die langsamen Sätze gelungen. Dem Geschmack der Gegenwart liegt diese Musik fern; um so vorsichtiger muß man mit Veröffentlichungen sein, damit dem großen Könige kein Unrecht geschehe. Es war sein gutes Recht, für sich zu komponieren, was er wollte, und so gut oder so schlecht er konnte.

Auch in den Krieg begleitete ihn die Flöte und ein unscheinbares Reiseklavier, das noch vorhanden ist. Aber auch mit der Musik ging es in den beiden ersten Kriegen heiterer zu als im dritten. Nach Kolin wird die Flöte die Vertraute seiner Seelenpein. Wie in Sanssouci phantasiert er auf der Flöte am frühen Morgen, bis das Pferd vorgeführt wird, und bei diesen Phantasien kommen ihm die besten Gedanken; ebenso greift er zur Flöte, um die sorgenvolle Gegenwart zu vergessen und von seinem Sanssouci zu träumen. Wer will sagen, was die Musik für den ringenden Helden gewesen ist? In den Winterquartieren musizierte er fleißig und ließ einen Begleiter aus Berlin kommen. Rührend berichtet Fasch 1760/61 aus Leipzig, „er habe einen alten, in sich gekehrten Herrn gefunden, dem fünf Jahre des Kriegsgetümmels, der Sorge, des Kummers und harter Arbeit eine Melancholie und einen trüben Ernst aufgedrückt hätten, der gegen sein früheres Wesen merklich abgestochen habe; das Blasen aber sei ihm sauer geworden". Im letzten Feldzuge befahl er ein ganzes Quartett nach Breslau. „Das schmeckt wie Zucker", rief er nach dem ersten Stück aus — aber er blies schlecht; er hatte einen Vorderzahn verloren, und seine Finger waren steif geworden.

Im Jahre 1778 begleitete die Flöte den alten Helden noch einmal ins Feld und zum letzten Dienst. Im Frühjahr 1779 nach Potsdam zurückgekehrt, ließ er alle Flöten für immer einpacken und sagte zu Franz Benda: „Mein lieber Benda, ich habe meinen besten Freund verloren."

Rauch hat Friedrich dem Großen die charakteristische Neigung des Hauptes nach rechts gegeben. Diese Kopfhaltung ist historisch und war eine Folge des Flötenspieles.



Friedrich der Große mit seinen Lieblingshunden in Sanssouci. Nach einer Zeichnung von G. Schöbel.



Teezimmer Friedrichs des Großen im Stadtschlosse zu Potsdam.
Nach einer Zeichnung von G. Schöbel.

Randglossen Friedrichs des Großen.

Bereits im ersten Monat von Friedrichs Regierung erhielt das General-Direktorium auf den Anschlag zur Reparatur der Rheinsberger Landstraße den Bescheid: „Die Kriegs-Räthe meritieren wekgejaget zu werden, wen die anschläge so ridicül wie dießer seindt. Ich Kenn den Wek, und mus mir die Krigs Cahmer vohr ein großes Best halten umb mit solches ungereimtes Zeuch und das mihr besser bekannt ist bei der Nahße Krigen Wollen." Die General-Direktion sammelte diese und ähnliche Hinweise in dem sogenannten „Nasenspinde".

Ein Weinhändler, dem die Russen 82 Fässer Landwein entführt, erhielt den Bescheid: „Warum nicht Was er bei der sündfluth gelitten Wo seine Keller auch unter wasser gestanden."

Dem Kammerherrn v. B., welcher meldete, daß er für eine dem Prinzen Friedrich von Dänemark zugeeignete Schrift eine Dose und einen Brillantring erhalten, sagte der König: „Ich gratulire, daß die Bettelei so gut reussirt."

Berliner Kaufleute baten um Konzession und Unterstützung zur Anlage einer Arrak- und Rumfabrik, was den Monarchen zu dem unwilligen Bescheide veranlaßte: „Ich wills den Teufel thun ich wünsche daß daß giftig garstigs Zeug gar nicht da Wäre und getrunken würde."

Dem Kommerzienrat und Kaufmann Simon in Stettin, welcher bat, das Gut Craatzen für 40000 Taler ankaufen zu dürfen, erklärte der König: „40000 Taler in Negotio bringen 8 procent in gühter nur 4, also verstehet er sein Handwerk nicht, ein Schuster muß Schuster seindt, ein Kaufmann handeln und keine gühter haben.

Gesuche seiner „Officiers“ um Erlaubnis zu „Mariagen“ und Badereisen betrachtete der König ohne Wohlwollen. So schrieb er dem Obersten v. Natzmer: „Ich will es zwar wohl geschehen lassen, daß der Lieut. v. Miskowski des Euch anvertrauten Regiments Eure Schwester heirathe, wenn aber hiernächst Hunger und Durst zusammenkommt, so werdet Ihr solches Euch selbst zu imputieren haben.“

Auf ein anderes Konsens-Gesuch hieß es: „Wann Huzaren Weiber nehmen So seindt Sie selten noch dan ein Schus pulver wert.“

Einem verabschiedeten Leutnant sagte er: „Ich bekümre Mir nicht um seine Amours.“

Dem Obristl. v. V. wurde wohlmeinend geraten: „Wenn Ihr die vorhabende Mariage thut, so sehe Ich Euer Unglück klar voraus. Denn Eure Liebste hat nichts und Ihr nur wenig.“ — Ein anderes Mal hieß es nach vollzogener Verbindung: „Es thut mir Euer Ehekreuz recht leid.“

Die Bitte des G. M. v. Kleist, ein Bad gebrauchen zu dürfen, wurde folgendermaßen beschieden: „Keine Naredein von Bäder Er Sol nicht haßelieren“, — und des Kornetts v. Oertzen Wunsch, in Karlsbad sein Gehör wiederherstellen zu dürfen, wie folgt abgeschlagen: „Das Carels baht Kan nichts vohr die Ohren.“ — Über eine dem König selbst verordnete Kur schrieb er an Fredersdorf: „Das Baden habe ich angefangen man mus sehen, ob es möglich ist eine alte canaille junk zu machen.“

Seinen verdienten Generalen (z. B. dem greisen de la Motte-Fouqué) bewies Friedrich die rührendste Aufmerksamkeit und erfreute sie durch feinsinnige Geschenke.



Musikzimmer Friedrichs des Großen im Stadtschlosse zu Potsdam. Nach einer Zeichnung von G. Schöbel.

So aufopfernd aber der König seiner verdienten „Officiers“ und Diener gedachte, so wenig gnädig war er zu den untüchtigen „Kriegsgurgeln“. Den in Magdeburg sitzenden und um Entlassung bittenden Grafen v. S. beschied er: „Er hatte Meritiret den Kopf zu verlihren, also Kan er froh seindt das er noch so Wohlfeil davon abgekommen ist.“ — Und ein anderes Mal: „Ich Suche guhte Officiers aber was liderlich ist wird wekgejaget mit der gleichen leute ist mihr nicht gedient.“

Einen nach seiner Ansicht in der Beförderung übergangenen Oberauditor beschied der König: „Ich habe ein haufen alte Maulesel im Stal die lange den Dienst machen aber nicht das Sie Stalmeisters werden.“

Zu einem Kapitän, der bereits mehrmals versetzt worden, hieß es: „Er weis Selber nicht was er will, Wint Wint Wint (Wind)“ — und zu dem Obristen v. W., der Pläne zu größeren Geldeinnahmen einreicht, „er Mögte die Millionen vohr Sich behalten“.

Der Generalmajor v. R., welcher um eine Präbende für seine Tochter bat, wurde beschieden: „Er soll hübsch Jungens in die Welt setzen, die kann ich alle unterbringen aber mit die Madams Weiß ich nirgends hin.“

Wenig glimpflich kamen häufig die Künstler der Königlichen Bühnen weg. So schreibt Friedrich an Fredersdorf, seinen Tresorier: „Die Opernleute Seindt Solchen Canaillen bagage, das ich Sie Thausendtmahl müde bin. Ich jage sie zum Teufel und Solche Canaillen Krigt man doch wieder, — ich Mus Geld zu Canonen ausgeben und kann nicht so vihl vohr Haselanten verthun. — Die Astrua und Caristini haben nun hendel und fordern den abschiet, es ist Teufels Crop, ich wolte, das sie der Teufel alle holete —“

Ein anderes Mal klagte Friedrich: „Diese Menschenrasse ist schwer zu regieren, das erfordert öfter mehr Klugheit, als die Regierung der Staaten. Zu Stolz, Ungezogenheit und Begehrlichkeit wird noch ein Körnlein niedriger Eifersucht beigemengt.“

Der Sängerin Mara, welche sich schriftlich an den Monarchen wandte, wurde bedeutet, „sie werde bezahlt, um zu singen und nicht um zu schreiben“. Gehaltserhöhungen begegnete der König mit den Worten: „Man mus andere kommen lassen die guht Seindt und vohr den Selbigen preis Capriolen Schneiden“, sowie „Mr Vestris ist nicht Klug wer wird einem Täntzer 4000 Thaler geben, das Müsten Naren Seindt.“ Einige Statistinnen, welche als Hofdamen zu figurieren pflegten, erhielten die Antwort: „Dies ist eine Sache, die Eure Kaiser und Könige angeht, an diese müßt Ihr Euch wenden. Es ist ganz wider meine Prinzipien, mich in die Angelegenheiten fremder Höfe zu mischen.“

Das Wirken seiner Prediger hielt der König trotz aller Toleranz in Glaubenssachen scharf im Auge und befahl dem Oberkonsistorium, dahin zu sehen, „daß das Wort Gottes rein und lauter gepredigett werde“.

Als der Hofprediger Cochius bat, im Dom zu Berlin predigen zu dürfen, hieß es: „Jesus Saget, mein Reich ist nicht von dießer Welt, So müsen die prediger auch denken, dann Predigen Sie nach Ihren Thodt im Duhm vom Neuem Jerusalem.“

Bekannt ist die berühmte Marginalverordnung von 1740: „Die Religionen Müsen alle Tolleriret werden und Mus der Fiscal nuhr das Auge darauf haben, das keiner den andern abrug Tuhe, den hier mus ein jeder nach Seiner Fasson Selich werden.“

Meine Officiers soll man respektieren!

Skizze von Guido Kreutzer.

Wollen Sie mir noch ein halbes Stündchen Gesellschaft leisten, lieber Freund?“ hatte die schöne Heta von Heimrott ihn halblaut gefragt, als die ersten Gäste sich bereits verabschiedeten.

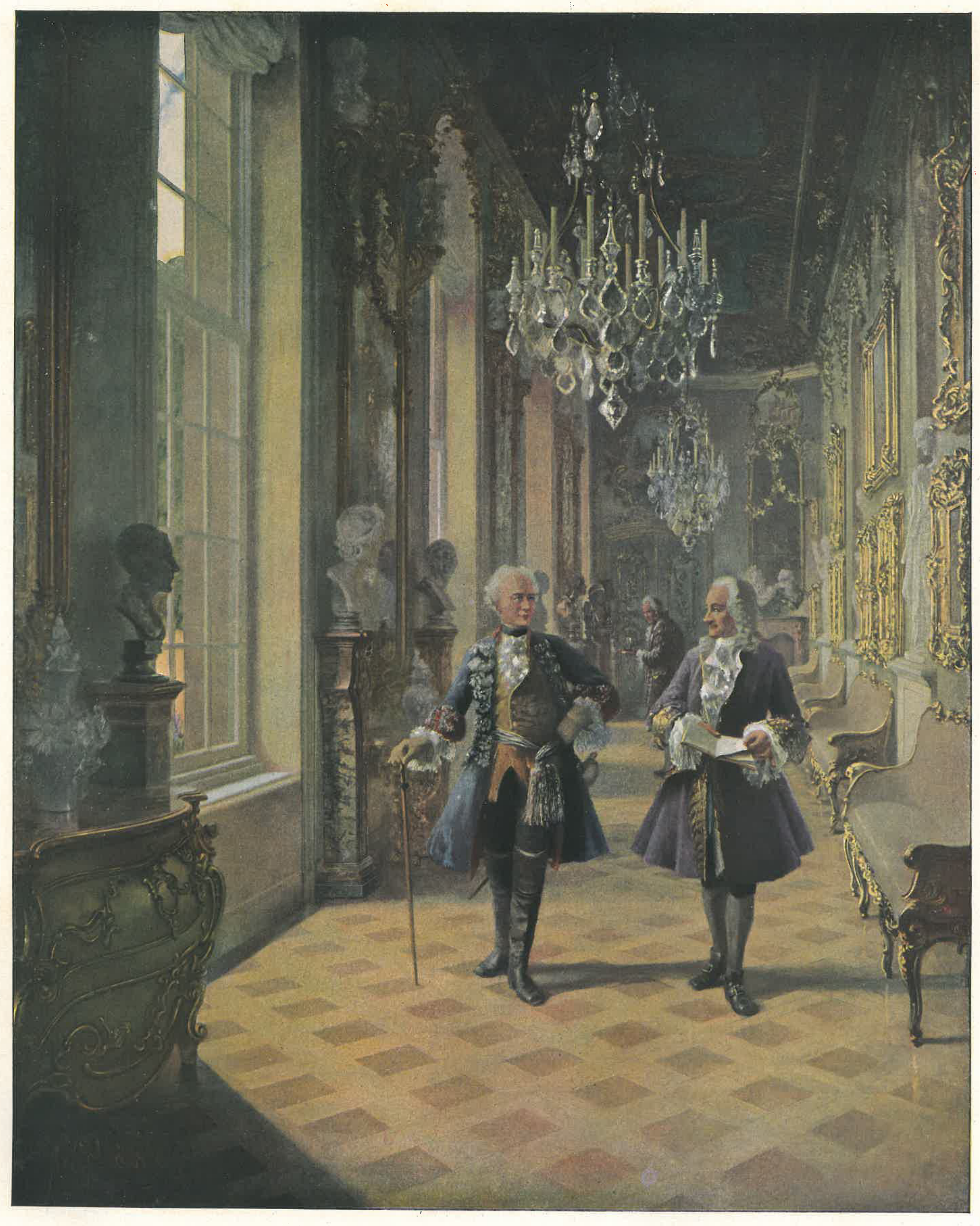
Der Baron Tressin verneigte sich dankend und senkte sekundenlang den Kopf, um die leichte Röte der Freude zu verbergen, die ihm ins Gesicht gestiegen war.

* * *

Und jetzt saßen sie in dem kleinen Boudoir einander gegenüber. Die Türen zu den Gesellschaftszimmern, in denen die Dienerschaft mit Abräumen beschäftigt war, lagen fest im Schloß. Unten, von der Straße herauf, kam verhallend das Rollen des letzten abfahrenden Wagens.

Dann wieder Schweigen. Das tiefe, verhaltene Schweigen, durch das ein leise klingender Unterton zu zittern schien. In dem weichen Licht der arabischen Ampel, die an vielgegliederter Kette von der Decke herabhing, glänzten die Messingbeschläge der Altwiener Mahagonimöbel mit tieferem Feuer.

Heta von Heimrott hatte sich wohlig in ihren Sessel hineingekuschelt und stemmte die Füße gegen den Kaminvorsatz. Ein versonnenes Lächeln rann um ihren Mund.



Friedrich der Große und Voltaire in Sanssouci. Nach einem Gemälde von G. Schöbel.

„Diese erste stille Stunde nach einer Festlichkeit war mir von jeher die schönste", sagte sie halblaut, als spräche sie zu sich selbst. „Man überdenkt den ganzen Abend noch einmal, den man im Kreise lieber Gäste verlebte; stellt mit Befriedigung fest, daß er in Harmonie verlaufen ist, und — nimmt von jedem einzelnen seiner Räume wieder Besitz.

Ihnen als Mann mag es im ersten Augenblick wohl befremdlich erscheinen ... aber dieses Bewußtsein, nach all der Unruhe, dem Lachen und Stimmengewirr wieder mit sich allein zu sein — das ist das Schönste an solchen Abenden."

Der Rittmeister hatte sie unverwandt mit stiller Andacht betrachtet. Jetzt beugte er sich etwas vor.

„Ziehen wir also die logische Nutzanwendung aus diesen Reflexionen: Hackenklappen — Verbeugung — »Gnädige Frau, verbindlichsten Dank!« — und Sie sind auch den letzten Störenfried los."

Die schöne Frau wehrte mit einer Handbewegung.

„Fishing for compliments, Baron! ... Es versteht sich doch von selbst, daß Sie damit nicht gemeint waren. Ein so langjähriger Kamerad meines verstorbenen Gatten und Freund meines Hauses kann mir doch nimmermehr ein Fremder sein!"

Ein leicht mokanter Unterton kam in ihre Stimme. „Und wenn Sie vielleicht auch manches an mir auszusetzen haben, lieber Freund ... eins werden Sie mir bedingungslos zugeben: daß ich es verstehe, treue Kameradschaft zu halten."

19e Mars 1777. à Ferney.

J'ai eu depuis peu, mon cherer ancien ami, un petit avertissement de la nature qui m'a dit: dispone domui tuae, cras mane morieris. — faittes moi du moins mourir agréablement en lisant les Incas. il n'y a qu'a envoier le petit paquet à la diligence de Lyon. vous ne sauriez croire l'obligation que je vous aurai.

Je vous demande en grace de dire à Mr. Dalembert et à Mr. De la harpe, que je leur écrirai dès que ma glande pinéale sera un peu en meilleur état.

Souvenez vous, je vous en prie, de votre ancien ami V.

Brief Voltaires an Marmontel.

Der Baron Tressin sann dem Rauch seiner Zigarette nach. Ein gespannter Ausdruck kam in sein Gesicht, gab ihm etwas seltsam Widerspruchsvolles. Und dann hob er ruckhaft entschlossen den Kopf.

„Frau Heta . . . liebe Freundin . . . Sie haben eben ein Wort gesprochen, das in dieser Stunde vielleicht bedeutungsvoll werden wird."

Er atmete tief.

„Sie können treue Freundschaft halten — ich hab's mit stiller Freude empfunden in den fünf Jahren Ihrer Ehe und in den letzten drei Jahren seit Georgs Tode . . . Diese ganze Zeit hindurch durfte ich Ihrem Hause angehören als der beste Freund; fast täglich bin ich hier ein- und ausgegangen und habe gelernt, in ihnen nicht nur die Gattin meines langjährigen Regimentskameraden zu respektieren, sondern Sie auch zu verehren als eine innerlich hochstehende, in sich gefestete Frau, deren Nähe allein Ruhe und Schönheit und Glück bedeutet. Als eine Frau, die mir —"

Heta von Heimrott zog, wie in innerem Frösteln, die Schultern zusammen. Ein weißlicher Schein ging über ihr schmales Gesicht.

„Bitte, nicht weiter, Baron!" sagte sie abgerissen.

Der Ulan warf mit einer unwillkürlich heftigen Bewegung seine Zigarette in den Kaminvorsatz.

„Doch! Einmal muß es ja gesagt werden; und ich schleppe es lange genug mit mir herum. Jetzt aber lassen Sie mich auch zu Ende kommen."

Es war, als sammle er in dieser Sekunde alle Kräfte zur letzten entscheidenden Attacke. Seine Stimme war dunkel vor mühsam verhaltener Leidenschaft.

„Weshalb verbieten Sie mir, weiterzusprechen? Weshalb wollen Sie nicht hören, was Sie ja längst wissen, was Sie gefühlt und gesehen haben müssen: — daß ich treulich um Sie werbe, wie Jakob um Rahel geworben hat. Mit jedem Wort und mit jedem Blick."

Sie hatte sich in stummer verzweifelter Abwehr tief in ihren Sessel hineingedrückt.

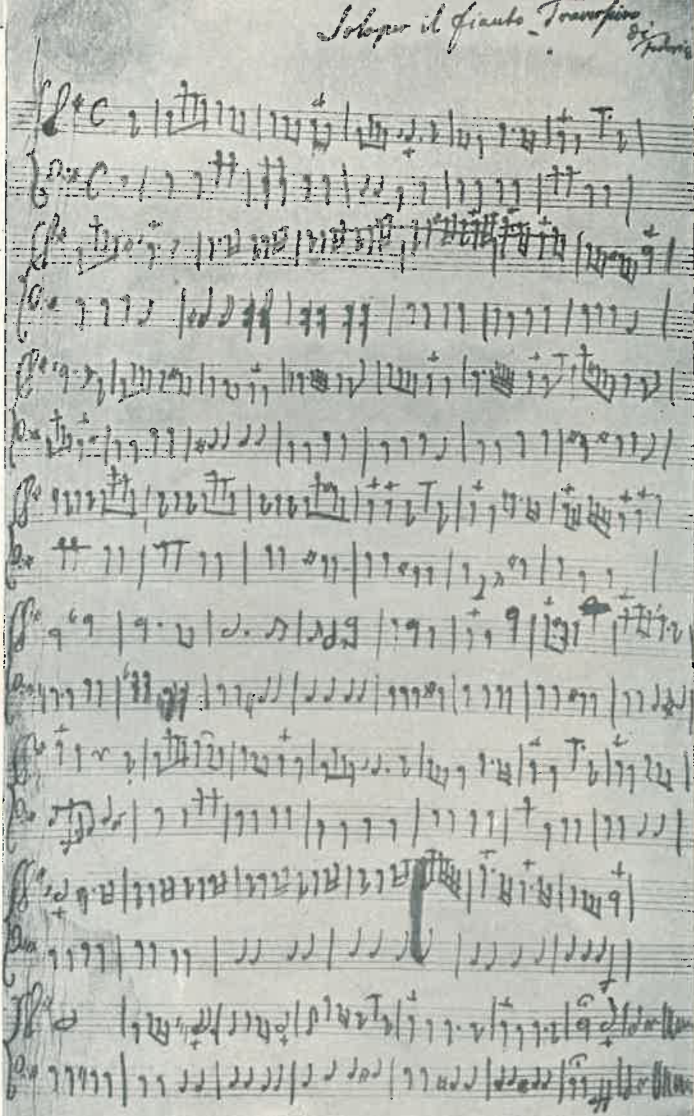
Er schien es gar nicht zu bemerken. Er starrte grübelnd in das verglosende Kaminfeuer, das von Zeit zu Zeit noch leise aufflackerte, huschende Reflexe auf die Knöpfe seines Waffenrockes warf.

„Ich weiß; ich begehe damit keinen Verrat an Georg. Denn nie und nimmer konnte es seinem Willen entsprechen, daß sein Tod Sie nun zu ewiger Witwenschaft verurteilen sollte. Ich bin davon so fest überzeugt, als hätte er selbst es mir mit tausend Eiden zugeschworen."

Der Baron Tressin hob jäh den Kopf und sah scharf zu der schönen jungen Frau hinüber. Danach sprach er weiter.

„Das erste Jahr Ihrer Trauer — natürlich, in der Zeit hab' ich mich noch fest an der Kandare gehabt. Aber als dann der bitterste Schmerz verging, als Sie sich so allgemach wieder in das gewohnte frühere Leben zurückfanden . . . ja . . . da erwachten in mir die ersten leisen Wünsche und Hoffnungen. Ich hab' sie wohl niederzwingen wollen; hab 's mit allen Mitteln versucht. Aber sie waren stärker als ich. Und daran erlahmt schließlich der ehrlichste Wille."

Handschrift Friedrichs des Großen.



Komposition Friedrichs des Großen.

Die Worte lösten sich langsamer von seinen Lippen.

„Es war ja auch so schwer für mich. — Fast täglich durfte ich um Sie sein, immer erneut den Zauber dieser wundervollen Häuslichkeit auf mich wirken lassen. All diese Räume hier sind mir schon seit langem so vertraut, als . . . wären es meine eigenen. Und — schließlich — ist es denn so weit gekommen, daß ich schon seit Wochen auf die Stunde gewartet habe, in der ich Ihnen das alles sagen durfte."

Ein kurzes Zögern.

„Sie können sich wohl nicht denken, was ich in den zwei Jahren durchgekämpft habe, bis ich jetzt nichts anderes mehr wußte, als zu Ihnen zu gehen und Ihnen zu zeigen, wie es in mir aussieht."

Es war ein Schweigen. Ein langes, quälendes Schweigen, das sich mit lastender Wucht auf die beiden Menschen legte.

Und dann richtete sich die junge Frau aus ihrer zusammengesunkenen Stellung hoch und strich sich mit einer verlorenen Handbewegung über die Stirn.

„Ich habe geahnt, daß ich dieser Stunde nicht würde ausweichen können, aber ich habe mich vor ihr gefürchtet. Weil sie mich zwingt, Ihnen Schmerz zu bereiten."

„Frau Heta!"

Es klang wie ein halberstickter Schrei.

Sie aber bewegte nur heftig abwehrend den Kopf, daß die dunklen Locken durcheinanderwirrten.

„Nein, Justus, versuchen Sie nicht, mich meiner Überzeugung abwendig zu machen . . . es wäre zwecklos. Eine neue Ehe kommt für mich nicht in Frage. Das habe ich nie so klar gefühlt, wie gerade heute, wo Sie mich vor die Entscheidung stellen."

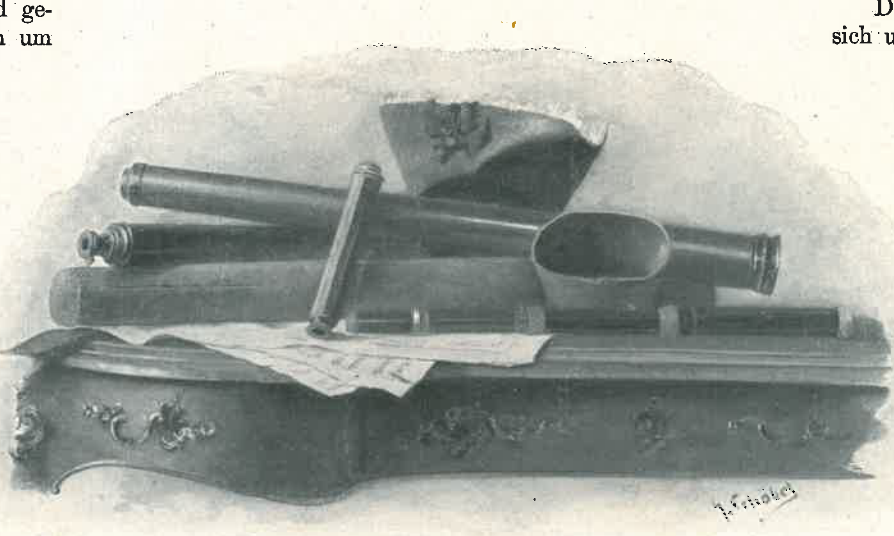
Die rechte Hand des Rittmeisters krampfte sich um die Seitenlehne des Sessels.

„Und weshalb nicht?" fragte er heiser.

Sie hatte den Blick voll zu ihm aufgeschlagen. In ihrer Stimme war eine stolze Offenheit.

„Weil ich keiner neuen Liebe mehr fähig wäre. — Georg kam und war gleich vom ersten Augenblick an die ganz große Leidenschaft meines Lebens. Und als er starb, nahm er alles mit sich, was an Zärtlichkeit und Sehnsucht in mir gewesen war. Keinen Mann hab' ich vor ihm geliebt und keinen nach ihm. Jeder meiner Gedanken hat nur ihm gehört. Und wie es im Leben war, so soll es auch bleiben — jetzt, da er gestorben ist."

Das Gesicht des Barons Tressin sah alt aus in seiner fahlen Reglosigkeit.



Hut, Fernrohr, Flöte Friedrichs des Großen.
Nach einer Zeichnung von G. Schöbel.

Nur die grauen Augen wetterleuchteten für den Bruchteil einer Sekunde auf, als er entgegnete:

„Und Georg? — Hat er Ihnen denn dafür auch gedankt; hat er denn überhaupt gewußt, was Sie ihm alles geben?“

Es klang so seltsam, als verberge sich hinter den Worten etwas ganz Anderes, Fremdes, Unausgesprochenes.

Heta von Heimrott ließ den Kopf gegen die Lehne des Sessels sinken. Ein Schleier ging über ihre Augen. Und in ihre Worte kam eine Leidenschaft — so groß, daß noch die Erinnerung daran sie überwältigte!

„Was fragen Sie denn noch danach? Gerade Sie haben es doch mitangesehen all die Jahre, wie er mir das Glück mit vollen Händen in den Schoß geworfen hat; mit beiden Händen; immerwährend. Wie er einen Strom von Liebe und Vertrauen über mich fluten ließ.

Was bin ich denn gewesen, bevor ich ihn kannte? Ein törichtes, kleines Mädel, das mit stumpfen Augen durch den Tag lief und nichts wußte von all der Schönheit ringsum und all dem Sonnenschein!

Erst er hat mich doch bei der Hand genommen und mir die ganze Pracht gezeigt; hat nie die Geduld verloren, sondern mit liebevoller Sorgfalt alles ans Tageslicht gebracht, was vielleicht gut und rein und wertvoll in mir war.“

Sie richtete sich wieder hoch, lächelte mit müder Resignation.

„Und nun ist von diesem ganzen großen Glück nur noch die Erinnerung geblieben. Aber auch sie allein macht mich reich. Denn eine Liebe, wie wir beide sie hatten, die kann nicht wieder sterben. Wenn zwei Menschen alles ineinander gesucht und alles ineinander gefunden haben . . .“

Sie brach ab. Das müde Lächeln um ihren Mund verschärfte sich, riß zwei kleine tiefe Falten.

„Sehen Sie, Baron, jetzt hab' ich Ihnen weh tun müssen; gerade Ihnen, der Sie mein bester Freund waren. Nun werden Sie mein Haus wohl in Zukunft meiden. Ich werde Sie sehr vermissen. Denn Sie standen so lange an Georgs Seite, daß ich immer, sooft ich auch mit Ihnen sprach, heimlich die Empfindung hatte, als sei er doch nicht so ganz gestorben, als sei irgend etwas von ihm auf Sie hinübergekommen. Das hab' ich dann jedesmal in Ihnen gesucht. Und wenn ich es gefunden zu haben glaubte, bin ich tagelang sehr, sehr glücklich gewesen.“



Totenmaske Friedrichs des Großen. Nach einer Zeichnung von G. Schöbel.

Sie erhob sich. Und auch der Rittmeister stand auf. Sein Gesicht war von eherner Undurchdringlichkeit.

„Gnädige Frau, es ist an mir, Ihre Verzeihung zu erbitten, daß ich all diese schmerzlichen Erinnerungen in Ihnen wachrief. Wenn ich trotzdem noch einen Wunsch aussprechen darf, dann gestatten Sie mir, auch fernerhin in diesem Hause zu verkehren.“



Der Lehnstuhl, in dem Friedrich seit Juli 1786 Tag und Nacht ruhte, und in dem er am 17. August 1786 morgens 2 Uhr 20 Min. starb. Nach einer Zeichnung von G. Schöbel.

Ein freudiges Aufleuchten ging über ihr schönes Gesicht. Sie trat einen Schritt auf ihn zu und streckte ihm die Hand entgegen.

„Baron, Sie sind ein Kavalier sans phrase. Ich danke Ihnen dafür, daß alles so bleiben soll, wie es bisher gewesen ist. Und . . . nicht wahr? . . . das Häßliche, was in der letzten halben Stunde zwischen uns gestanden hat, ist für immer und alle Zeit begraben.“

Der Herr von Tressin hatte sich in der Gewalt. Keine Bitterkeit kam in ihm auf und kein Bedauern.

Er zog ihre Hand an seine Lippen.

„Gnädige Frau können ganz unbesorgt sein.“

Dann ein leises Aufklirren der Sporen . . . eine konventionelle Verbeugung, als stände er der fremdesten Dame in dem fremdesten Salon gegenüber — und die Tür schloß sich hinter ihm.

* * *

Ein sturmartiger Ostwind hatte sich aufgemacht, fegte über den Kurfürstendamm, jagte auf dem Reitweg die trockenen Blätter in wirbelnder Hatz vor sich her.

Der Baron war einen Augenblick unschlüssig vor der Haustür stehengeblieben. Dann schlug er den Pelzkragen hoch, vergrub die Hände in den Taschen und wandte sich nach links, der Schlüter-Straße zu, wo seine Junggesellenwohnung lag.

Drüben von der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche her dröhnte der dumpfe Baß der Mitternachtsstunde zu ihm herüber. Er achtete nicht darauf; schien es gar nicht zu hören. Langsam, mechanisch fast, verfolgte er seinen Weg; Schritt vor Schritt.

Erst als ein blutjunger Infanterieleutnant, der wohl irgendwo einen Hausball mitgemacht hatte, an ihm vorüberkam und mit der weißbehandschuhten Rechten an den Helm fuhr . . . erst da schreckte der Ulan aus seinem verlorenen Brüten auf.

Einen Moment lang mußte er sich orientieren, wo er sich eigentlich befand. Aber er war bereits an der Schlüter-Straße.

Und jetzt hatte er es plötzlich sehr eilig, nach seiner Wohnung hinaufzukommen; fast, als erwartete ihn dort oben etwas. Schon als er den Fahrdamm überquerte, zog er den Hausschlüssel aus der Tasche.

* * *

Der Bursche war noch auf. Selbstverständlich. Aber sein Herr schickte ihn sofort zu Bett; blieb sogar wartend im Korridor stehen, bis die Tür der Burschenstube knackend ins Schloß sprang. Erst da löste er sich von seinem Platze. Langsam ging er durch die einzelnen Räume, um überall das elektrische Licht anzudrehen. In dem mattgelben Schein der Glühbirnen erschien ihm das alles so seltsam fremd. Fast feindselig musterte er seine Umgebung, dachte unvermittelt: Hier werde ich nun wohl bis an mein Lebensende hausen. Denn daß ich jemals heirate, ist ausgeschlossen. Und für einen einzelnen Menschen reicht diese Wohnung vollauf.

In dem Arbeitszimmer setzte er sich vor seinen Schreibtisch, schloß das Mittelfach auf und nahm ein Briefbündel heraus, das er langsam durchblätterte.



Abschied der Armee von Friedrich dem Großen. Nach einem Gemälde von G. Schöbel.

Original im Schloß zu Berlin; mit Genehmigung der Phot. Gesellschaft in Berlin.

Endlich hatte er gefunden, was er suchte. Vier Seiten mit großen, abgehackten, sich drängenden Buchstaben gefüllt.

Wie oft er diesen Brief in den letzten zwei Jahren wohl gelesen haben mochte! Nicht zu zählen! — Die Bruchstellen waren schon ganz zerfasert.

Georg von Heimrott, der sich damals auf Reitschule in Hannover befand, hatte ihn geschrieben ... fünf Monate, bevor sein Gaul beim Hoppegartener „Silbernen Schild" einen schweren Rumpler machte und sie sich beide das Genick brachen — der Aladin und der Oberleutnant der vierten Gardeulanen ...

Hastig überflog Justus von Tressin die beiden ersten Seiten. Da — jetzt hatte er die Stelle!

Er lehnte sich unwillkürlich erwartungsvoll in den Armsessel zurück, las langsam, als wollte er jedes Wort in sein Gehirn eingraben.

„Was ich Dir außer diesem alltäglichen Reitbahnklatsch sonst noch mitzuteilen hätte? Eine bitterernste Sache. Ich habe lange gezögert, ob ich Dir überhaupt ein Sterbenswörtchen davon schreiben soll. Aber schließlich, Du bist mein Freund. Mein einziger und mein bester. Und einen Menschen brauche ich dazu.

Also kurz herausgesagt: — meine Ehe war der wahnwitzigste Irrtum, dem ich erliegen konnte! Bei Gott, Justus, ich habe meine Frau aus den ehrlichsten Absichten geheiratet, weil ich immer der Überzeugung war, sie sei der richtige Mensch, den ich mir zur Seite brauchte, um meinen Weg zu finden. Und muß nun, nach fast fünf Jahren, einsehen, daß ich einer Selbsttäuschung erlegen bin; weil ich das schwächliche Gefühlchen, das mich zu ihr zog, und das nichts weiter war als ein aufrichtiges Wohlwollen — weil ich das für Liebe hielt! Die aber lerne ich jetzt erst kennen, durch eine wunderbare Frau, Tochter eines hiesigen Großindustriellen. Sie ist eine allererste Schönheit, geistvoll, weltklug, hinreißend. Ich habe nie geglaubt, daß es so etwas überhaupt gibt. Und vielleicht wirkt auf andere der Zauber dieses jungen Menschenkindes auch gar nicht so elementar.

Was das Wahnsinnigste ist: — meine Empfindungen werden erwidert! Und wir wissen beide, daß wir nicht mehr voneinander loskommen werden, solange noch ein Atemzug in uns ist.

Du in Deiner korrekten, kühlen Sicherheit kannst auch nicht entfernt ahnen, was in uns vorgeht. Das alles ist wie ein Rausch und wie ein Taumel, in den man widerstandslos hineingejagt wird. Das peitscht die Nerven auf und reißt den ganzen Organismus zusammen.

Zucke nicht verächtlich die Achseln über mich. Denn es ist selbstverständlich, daß ich die Reinheit meiner Ehe nicht angetastet, daß wir nie auch nur mit einem Wort über das gesprochen haben, was in uns lebt. Sie ist eine durch und durch vornehme Natur, der man sich in bedingungsloser Verehrung beugen muß.

In vierzehn Tagen ist mein Kommando hier abgelaufen; dann kehre ich nach Berlin zurück. Und die ganze jetzige Zeit wird hinter mir versinken, als wäre sie nie gewesen. Äußerlich. Was ich mit mir selbst abzumachen habe, das geht niemand etwas an — das schmälert auch die Rechte meiner Frau nicht.

Heta wird nichts erfahren von dieser fremden Siegerin, die ihr Thron und Reich raubte. Ich weiß, das Glück unserer Ehe ist ihre Welt. Mag sie weiter darin leben; unbekümmert, ahnungslos, daß es eine schlanke, stolze Mädchengestalt gibt mit einem fremdartig schönen Gesicht, herben blaßroten Lippen und einer berauschenden Fülle rostbraunen Haares über der weißen Stirn.

Vielleicht ist dieser ungeheuerliche Betrug verabscheuungswürdig. Aber er hilft mir dazu, meine Frau vor der Verzweiflung zu bewahren. Sie, die Unschuldige, darf nicht dafür büßen, daß ein brutales Schicksal mir etwas nahm, ohne mir einen anderen Ersatz zu bieten als unstillbare, nervenzerrüttende Sehnsucht ..."

* * *

Der Baron von Tressin hatte den Brief sinken lassen. Ein fast schmerzhaft gespannter Zug war in seinem Gesicht.

„Wenn zwei Menschen alles ineinander gesucht und alles ineinander gefunden haben ..."

Starr sah er in das matt abgedämpfte Licht der Schreibtischlampe. Hinter seiner Stirn jagten die Gedanken wie aufgescheuchte Sturmvögel. Den Brief nehmen und zu ihr gehen. „Lies das! — Die letzten Monate deiner Ehe waren eine einzige große Lüge. Und er hat um diese Lüge gewußt und sie schweigend geduldet!"

Vielleicht, daß er, der Justus von Tressin, auf den lächerlichen Trümmern dieser zusammengebrochenen Frauenideale sich dann sein eigenes Glück aufbauen könnte.

Aber als er so weit gekommen war, ging durch seine Seele ein erschrockenes Zittern.

Und er grübelte mit stumpfen Sinnen: — bin ich das eigentlich gewesen, der eben in der letzten Sekunde diesen ganzen grenzenlosen Verrat an dem Toten ausdachte? Zum Teufel — nein! Das war ein anderer, ein Kerl, der nicht den goldgestickten Kragen der vierten Gardeulanen trägt, ein Kerl, der sicherlich nicht imstande ist, seinen Namen bis in die Zeit der Hohenstaufen zurückzuverfolgen; den die schöne Heta von Heimrott nimmermehr für einen Kavalier sans phrase erklären würde! —

„Meine Officiers soll man respektieren!"

Der Rittmeister fuhr aus seinem Sessel auf.

Die Worte des „alten Fritz" am Vorabend der Schlacht bei Lobositz! Und eben ... jetzt eben ... hatte sie jemand ganz laut hier im Zimmer gesprochen. Sicherlich. Er hatte es deutlich gehört.

Wie mit erwachenden Augen sah er um sich. Nichts. Stumm und reglos starrten ihn die Möbel an.

Da stieg in seiner Brust ein leise rieselnder Schmerz auf. Er strich sich langsam über die Stirn und lächelte. Aber sein Gesicht sah alt aus in diesem Moment.

Er nahm den Brief und ging zu dem Kamin hinüber, der die eine Ecke des Zimmers ausfüllte; schraubte die Verschlußtür auf und hakte das eiserne Gitter ab.

Auf den Kohlen lag schon eine dicke gelbe Schicht. Aber es mochte gerade noch reichen. Mitten zwischen die veraschende Glut legte er den Brief und wartete.

Es dauerte Sekunden, bis das Papier sich bog, schwarz anlief.

Dann schoß die Flamme auf, fraß gierig über die engbeschriebenen Seiten.

Und als alles vorüber war, straffte sich die Brust des Barons unter einem tiefen Aufatmen.

Er glaubte, wieder das müde Lächeln verrauschter Leidenschaft in dem schmalen, vornehmen Frauengesicht zu sehen, das er geliebt hatte im Wachen und im Traum.

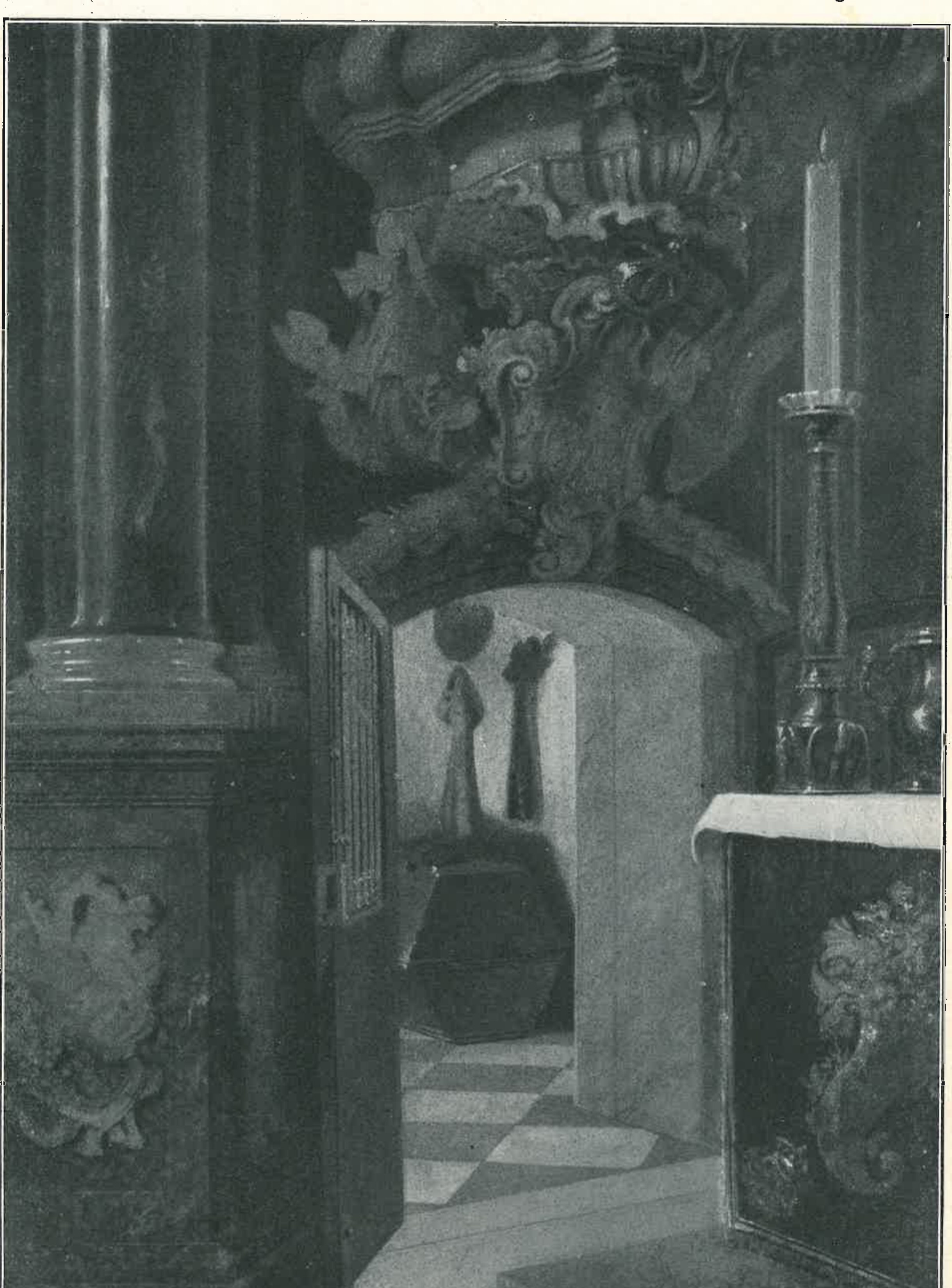
Aber die Vision gewann keine Macht mehr über ihn.

Nur einmal noch erinnerte er sich dessen, was die schöne Heta von Heimrott ihm zum Abschied gesagt hatte.

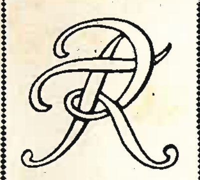
„Und ... nicht wahr? ... das Häßliche, was in der letzten halben Stunde zwischen uns gestanden hat, ist für immer und alle Zeit begraben."

Da riß er sich zusammen, als stände er vor seinem Kommandeur, und sagte in das lastende Schweigen der Nacht hinein klar und hart:

„Jawohl, gnädige Frau — für immer und alle Zeit. Darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort!"

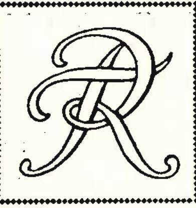


Gruft in der Potsdamer Garnisonkirche, Friedrichs Ruhestätte. Nach einer Zeichnung von G. Schöbel.



DÖBERITZ.

EIN MANÖVERBILD VON JOSEPH LAUFF.



Personen:

Der König.
Feldmarschall Schwerin.
Oberstleutnant v. Grumbkow.
Oberstleutnant v. Finck.
Lentulus, Flügeladjutant.
Major v. Dieskau, Kommandeur der Artillerie.
Ein Rittmeister der Bredow-Kürassiere.
Ein Rittmeister der Zieten-Husaren.
Ein Rittmeister der Bayreuth-Dragoner.
Johann Joachim Quantz, Flötenspieler.
Ein Konstabler.
Offiziere, Unteroffiziere, Spielleute und Gemeine aller Waffengattungen. Marketender und Marketenderburschen.

Ort: Lager bei Döberitz.
Zeit: September 1753.

Szene.

Offenes Feldlager. Im Vordergrund Marketenderanrichte mit Tischen und Stühlen. Auf einem Querbock Faß mit Ducksteiner Bier. Weiter der Tiefe zu Offizier- und Mannschaftszelte. Darüber hinaus die Standarte des Königs. Den Prospekt bildet die Havel mit dem malerisch gelegenen Pichelsdorf. Jenseits der Havel Kiefernwälder. Kurz vor Aufgang des Vorhangs wird „Das Ganze halt!" erst fern, dann immer näher geblasen.

Erster Auftritt.

Marketender und Marketenderburschen machen sich am Faß zu schaffen. Posten gehen auf und nieder. Der Konstabler tritt gravitätisch und mit allen Zeichen seiner Würde auf.

Der Konstabler:

Gesputet, ihr Schlingels! — Es ist ja zum Rasen!
„Das Ganze halt!" ist schon lange geblasen.
Die Fässer geschrotet mit Ducksteiner Bier,
Die Herrn Offiziere — sie kommen nach hier,
Denn so ein Manöver will insgemein
Recht sauber und proper begossen sein. —
Zuvörderst jedoch gebt mir eine Probe . . .
(er trinkt.)
Hm, hm! — Ja, ja! — Das Braunbier ich lobe —
Und wo ein Konstabler zufrieden ist,
Da kann es auch sein General und Christ.
So'n Bier muß beleben Tote und Kranke —
Drum eins noch zur Probe . . .
(er trinkt.)
Ein drittes . . .
(er trinkt.)
Ich danke. —
(er ruft plötzlich in die Szene.)
Ihr Posten haltet wohl Maulaffen feil?!
Daß euch der Henker . . .! — Ein Ziviliste . . .? —
Was will der Kerl mit der Dudelkiste . . .?!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Quantz.

Der Konstabler.

Noch einmal: Halt — Wer da mit seiner Perucke? —
Er sieht ja aus wie Dünnbier und Spucke.

Quantz (dienert).

Mein Name ist Quantz, Herr Konstabler, zu dienen;
Hans Joachim Quantz . . .

Der Konstabler.

Quantz hin und Quantz her! —
Was will er im Lager — was ist sein Begehr?

Quantz.

Herr Konstabler, zu dienen — ich schätze die Ehre,
Einem Helden wie ihm zu begegnen im Heere;
Ich aber bekenne, weil's einmal so ist,
Mich als des Königs Kammerflötist.

Der Konstabler.

Hm, hm! — So, so . . .!

Quantz.

Er kann auf mich bauen . . .
Ich möchte dem König — so ganz im Vertrauen —
Beim Schluß des Manövers noch schmelzend und sacht
Ein Adagio blasen zur guten Nacht.

Der Konstabler.

Genehmigt! — Das ist eine andere Sache! —
Daß er aber sein Handwerk blitzsauber mache —
Insonsten . . . Und dann vor allen Dingen,
Er kann auch mir mal ein Ständchen bringen.

Quantz.

Recht gern, Herr Konstabler.

Der Konstabler.

Ich danke. — Passiere . . .
Gib acht, Marketender! — Die Herrn Offiziere . . .!
(Quantz dienernd ab.)

Dritter Auftritt.

Der Konstabler, die Rittmeister. Gleich darauf die Oberstleutnants v. Grumbkow und v. Finck.

Der Kürassierrittmeister.

Wie steht's im Marketenderstaat?

Der Konstabler.

Das Bier ist geraten; der Anstich parat.

Der Dragonerrittmeister.

Dann 'ran mit den Kannen! — der Tag war heiß,
Wie im Frieden ich keinen zu nennen weiß.

Der Kürassierrittmeister.

Schon möglich! — es liegt was in der Luft
Wie Kugelgepfeife und Pulverduft.

Der Husarenrittmeister.

Das ist ein Kommen und ein Getu . . .

Der Kürassierrittmeister.

Im Hauptquartier geht es verdächtig zu . . .

Der Konstabler.

Ja, ja, meine Herren, ich fürchte sehr! —
Ich kenne den Rummel von alters her
Und habe so meine geheimen Gründe,
Als wenn die Welt auf dem Pulverfaß stünde.

Der Dragonerrittmeister
(ihm ulkig zunickend).

Na, wenn das schon ein Konstabler entdeckt,
Dann ist die Sache so gut wie perfekt.

Der Husarenrittmeister.

Mag kommen, was da kommen mag —
Ich begrüße und lobe und segne den Tag,
Wo sein leuchtendes Auge die Schlacht belebt
Und er befehlend den Krückstock hebt.
Dann mögen wir reiten fein proper drauf los —
Hurridu! — als wäre der Deibel los!
Na — prosit, der König . . .! (Sie stoßen an.)

Der Dragonerrittmeister.

Da seht mal flink! —
Die beiden Gegner: Grumbkow und Finck!
(Grumbkow und Finck treten lebhaft gestikulierend aus der Tiefe vor.)

Grumbkow
(eine Karte in der Rechten haltend).

Aber, Mann Gottes — ich bitte Sie!
So stand die Affäre, und die Sache war die:
(deutet auf die Karte.)
Hier sind verzeichnet die einzelnen Routen,
Hier des Königs Macht, verstärkt durch Redouten,
Im letzten Treffen, ein behender Schwarm,
Die Bayreuth-Dragoner und das Regiment „Gendarm";
Und dort, wo die roten Striche sich ziehn,
Der Ansturm unter Marschall Schwerin.
Bis hierhin hatten wir vorgetrieben . . .

Finck.

Dann aber seid ihr steckengeblieben,
Und der König drang durch Heide und Moor
Mit dem hinteren Treffen zum Gegenstoß vor

Grumbkow.

Und trotzdem hätte der Sturm nicht gestaut,
Wär' nicht gewankt und abgeflaut
Und schließlich nicht ins Wanken gekommen,
Hätten sich die Kürassiere besser benommen.

Der Kürassierrittmeister.

Herr Oberwachtmeister, ich muß bitten —
Wir haben wie die Götter geritten
Und euch zu Nutz wie die Schnitter gemäht . . .

Grumbkow.

Ach was! — Auch die Husaren kamen zu spät.

Der Husarenrittmeister.

Bei Gott! — wir waren die prompteste Uhr!
Dabei die personifizierte Bravour!
Doch wo nicht zu helfen ist und war,
Da kann's auch nicht einmal ein Zieten-Husar.

Finck (einlenkend).

Na, Grumbkow, laß gut sein, es sei, wie es mag —
Eine jede Partei hatte ihre Meriten am Tag,
Zumal Fridericus nur exemplifiziert,
Wie solch ein Ansturm stets schwer reüssiert,
Und wie die Bravour nur wenig kann nützen,
Wenn nicht Bomben und Karkassen sie unterstützen.
Drum um zu vermeiden jeden Verdruß,
Mit dem ewigen Nachkritisieren macht Schluß,
Denn sonst, bei seinem gewohnten Elan,
(deutet in die Szene.)
Fängt der da aufs neue mit Nachkarten an.

Grumbkow
(schlägt lachend die Hände zusammen).

Herr Jerum — der Dieskau! — Nu, Kinder, gebt acht,
Der hat das Ganze allein gemacht.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Major v. Dieskau. Später Schwerin.

Dieskau
(sich den Schweiß von der Stirn wischend).

Guten Abend, die Herren! — Herr Jeses, die Hitze!
Den Hahnen ins Faß und eingeschenkt!
Ich dürste, als hätte ich eine Haubitze
Die glühende Kugel ins Mundloch gesenkt.

Alle.

Prost, Dieskau . . .!

Dieskau.

Erst Bier her — und laßt mich in Ruh' . . .
Die Ehre des Tages kommt mir allein zu.

Grumbkow.

Oho!

Dieskau.

Was soll das?

Grumbkow.

Nur nicht renommieren!

Dieskau (grandios).

Ich will mich mit fremden Federn nicht zieren —
Aber das müßt ihr sagen — mein Kopf sei verwettet! —
Ich habe die Sache des Königs gerettet.

Grumbkow.

Schlagt die Pauken mit lautem Rumdibum . . .! —
Ich kann's nicht mehr hören — der Kerl bringt mich um!

Dieskau (einfallend).

Die Bredow-Schwadronen, die Karabiniere,
Die Oertzen-Dragoner, die Kleist-Grenadiere —
Für alle mit meinem Kartätschenbesen
Ich wäre der Totengräber gewesen!

Grumbkow (unter allgemeinem Gelächter).

Versteig' er sich nicht zu den Wolken, Musjöh! —
Der Kerl schreibt sich selbst 'ne Kriegsepopö'!

Dieskau.

Das tu' ich, denn als ich den Ansturm gestoppt —
Der König hat mir auf die Schulter gekloppt
Und also gesagt: „Alle Mann ins Gewehr!
Wie Dieskau ist keiner in meinem Heer."
(Schallendes Gelächter; dann plötzliche Totenstille.)

Alle.

Der Marschall . . .!

Schwerin (tritt auf und schlägt Dieskau jovial auf die Schulter).

Wahrhaftig, das hat er gesagt.
Ein Hundsfott, wer daran zu zweifeln wagt.
In der nächsten Campagne auf jeden Fall,
Da wird er General-Feldmarschall.
(Allgemeines Gelächter. — Begeistert drängen sich alle Offiziere um den greisen Marschall.)

Schwerin (reicht Dieskau die Hand).

Nichts für ungut, Dieskau . . .! —
(mit tiefem Ernst.)
Doch was ich sage:
Das Manöver scheint ein Vorspiel der kommenden Tage.
Ich wünsche, daß diesem Abendrot
Nicht bald eine blutige Flamme entloht.
Das Kriegsgespenst ist rege geworden,
Es breitet die Flügel im hohen Norden,
Es dehnt sich und streckt sich und rüttelt die Glieder
Und säuselt dahin auf schwarzem Gefieder,
Und seine knöcherne Rechte wies
Von Petersburg über Wien nach Paris.
(Pause. Dämmerung ist inzwischen eingetreten. Hin und wieder flammt in der Ferne ein Wachtfeuer auf.)

Schwerin (greift sich mit beiden Händen an die Brust).

Und was hier sitzt, will nicht wanken und weichen;
Es will mich wie Todesahnung umschleichen.
Mir ist es, als sei bei den Kriegsgeschossen
Für mich schon die Todeskugel gegossen.

Grumbkow.

Herr Marschall . . .!

Schwerin (schmerzlich bewegt).

Ach, Grumbkow! — 's wird ehern gesät
Und blutig demnächst die Ernte gemäht.
Wir mögen alsdann auf Wällen und Schanzen
Und in der Bataille die Kriegspolka tanzen —
Und die Zeit wird dann ernster, als da unser Korps
Geblutet bei Hohenfriedberg und Soor.
Drum hier, bei des Lagers Freude und Lust
Geht in euch und klopft an die Männerbrust —
Und wenn auch lustig der Zapfen rinnt —
Gedenket der Braven, die nicht mehr sind,
Gedenket der Braven, die nicht mehr sein werden,
Geht die Kriegsfurie von neuem über die Erden.
Und dennoch, wir mögen begeistert ziehn,
Denn wenn wir sterben, wir sterben für Ihn.
(Mit dem Lentulus aus der Tiefe.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Lentulus.

Lentulus.

Herr Marschall . . .

Schwerin.

Willkommen allhier.

Lentulus.

Der König wartet im Hauptquartier.

Schwerin.

Ich komme. Was gibt es?

Lentulus.

's scheint seriös.

Alle.

Guten Abend, Herr Marschall.

Schwerin.

Guten Abend, Mesjöhs!

(ab.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen ohne Schwerin.

Finck.

Was ist denn im Werke?

Lentulus.

Noch liegt es versteckt;
Doch die Flamme schon sacht durch die Scheite leckt.
Ein ewiges Kommen und Gehn von Kurieren,
Selbst Klinggräf kam mit gewissen Papieren,
Aus denen sich über Jahr und Tag
Der große Weltbrand entwickeln mag.
Ihr wißt, wir stehen in niemandens Gnade,
Man heißt uns die „Potsdamer Wachtparade“
Und mengt schon jetzt in der Staatskanzlei
Die Kreuz und die Quer' den politischen Brei.
Man möchte uns greifen, man möchte uns fassen,
Man will uns den prächtigen Lorbeer nicht lassen,
Den Fridericus rex mit „Drauf und Dran!“
Sich in den schlesischen Kriegen gewann.

(Bewegung.)

Grumbkow.

Guckt da aus dem Grünkohl die lüsterne Nese?! —
Hand weg von der Tüte — Maria Therese.

Finck (einfallend).

Wenn's los geht — dann rechts und links traversiert!
Fridericus, das erste Tänzchen riskiert!

Grumbkow.

Und dann mit der Thereschen, daß alles so pfeift,
Einen neuen Wiener Walzer geschleift!

Lentulus.

Stimmt, Grumbkow! — Es knattert in allen Gelenken,
Schon spinnt es sich weiter mit pfiffigen Ränken,
Denn Kaunitz, das Gräflein, der saubre Galan,
Hetzt gegen Preußen den gallischen Hahn.

Finck (einfallend).

Rechts traversiert — und links traversiert!
Fridericus, das zweite Tänzchen riskiert!

Grumbkow.

Und tanze bei Pauken ein Menuett à la cour
Mit Jeannettchen, Marquise von Pompadour!

Lentulus.

Stimmt, Grumbkow! — Und was sie alle nur wollen! —
Auch an der Newa beginnt es verdächtig zu grollen.
Graf Bestuschef schürt — und es fehlt nicht viel,
Macht später auch Rußland gegen uns noch mobil.

Finck (einfallend).

Rechts traversiert — und links traversiert!
Fridericus, das letzte Tänzchen riskiert!

Grumbkow.

Fridericus, die Bajonette dann aufgepflanzt
Und flugs mit Katharine Masurek getanzt!

Lentulus.

So sei's! — wird 's Ernst auf Europens Bühne!

Der Husarenrittmeister.

En avant! — wir machen Husarenfortüne!

Der Kürassierrittmeister.

Die Bredow-Schwadronen bleiben auch nicht zurück!

Der Dragonerrittmeister.

Und wir Bayreuth-Dragoner erreiten das Glück!

Dieskau.

Und ich mache dazu die Geschützmelodie!

Grumbkow.

Da wertet allein nur das rechte Genie! —
Der König, vertrauend dem eigenen Licht,
Er fürchtet eine Welt in Waffen nicht.

Finck.

Und wir haben die Reputation, die Ehre davon
Bei diesem „Drei-Damen-Kotillon“!

Grumbkow.

Es fehlt nur der Spielmann, um in feinen Manieren
Das spätere Tänzchen mal durchzuprobieren. —
Man braucht nur zu hoffen — und das Erhoffte ist da...!
Da seht mal: Lupus in fabula!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Quantz.

Dieskau (ihm grotesk-komisch entgegen).

Potz Wetter und Bomben und Spiegelgranaten! —
Sind meine Augen denn richtig beraten?!
Ich sehe, entgegen der Observanz,
Im Lager Herrn Johann Joachim Quantz!

Quantz:

Schrei' er nicht so, als wär' er besessen!
Hab' auch keinen gemausten Kapaunen gefressen! —

Dieskau (ihm lachend auf die Schulter klopfend).

Hahahaha! — und stille jetzt bist de!
Wenn ich bitten darf, nicht räsonniert, Herr Flötiste.
Er mag ja der edlen Frau Musika dienen
Und in Sonaten und Sonatinen,
Die gar lieblich wie Bächlein fließen,
Seine Seele in andere Seelen ergießen.
Uns aber liegt solches Können im Magen.
Für uns, Herr Flötiste, auf mein Wort,
Ist er und bleibt er ein böser Akkord,
Denn seine ganze Kammermusieke
Dünkt uns Officiers nur ein Schweinegequieke.
Drum kommt er uns allen nur mal à propos.
Ich frage die Runde — ist es nicht so?

Alle (auf Dieskau lachend eingehend).

So ist es! — So ist es!

Quantz.

Ich muß mir verbitten . . .

Dieskau.

Was will er?! — Ihn hat wohl der Deibel geritten?! —
Er mag ja, wo über dem Silleryglässchen
Sich zimperlich neigt das gepuderte Näschen,
Fein sauber und äußerst graziös und ganz nett
Aufspielen können zu einem Menuett.
Doch aber und aber: Hier drauß' im Gelände,
Wo abends erwachen die Wachtfeuerbrände,
Bei Tag auf Geschützen die Sonne lacht,
Von Peloton zu Peloton die Salve kracht,
Wo die Pauke rummelt und die Trommel sich rührt,
Wo ein Friedrich gebietet, ein Schwerin uns führt,
Wo's trommt und trompetet: Trari und Trara! —
Wo die Falkenaugen des Königs uns nah —
Bei Gott nicht, wo uns das Leben packt —
Da kann er nicht blasen den richtigen Takt.

Alle.

Dieskau, sollst leben!

Grumbkow.

Du bist mir der Mann . . .! —
Wie so'n Bombenknüppel doch sprechen kann.

(Im Hintergrunde gruppieren sich Spielleute.)

Quantz (in wilder Erregung).

Ich mich den Teufel um alles dies schere! —
Ich habe so gut wie ihr meine Ehre!
Wenn auch kein Marschall und kein General,
Kein Fahnenjunker, Sergeant nicht einmal,
Für mich bei diesem „Trari und Trara“
Sind doch des Königs Augen nah.
Und dies zu beweisen, das wird mir nicht schwer,
He, Spielmann! — gib mir die Flöte her.

(Er ergreift die Pickelpfeife eines Spielmanns, setzt sie an und bläst unter atemloser Spannung die ersten Takte des „Hohenfriedberger“ in zündendem Tempo.)

Grumbkow.

Was ist das . . .!

Finck.

Ich staune . . .!

Grumbkow.

Wir sind blamiert!
Der bläst ja des Königs Marsch wie geschmiert.

Dieskau.

Hilf, Himmel! — Mirakel! — Er kann es — er kann 's!
Sollst leben, Maestro! — Sollst leben, Herr Quantz!

Alle.

Sollst leben, Herr Quantz!

(Die zunächst stehenden Spielleute nehmen die Weise auf und blasen sie zunächst mit Pickelpfeifen pianissimo weiter.)

Quantz (setzt ab).

Ich danke den Herr'n,
Sei's mit oder ohne den Ordensstern!
Ich wollt' nur beweisen, daß nicht immer mein Spiel
Klingt wie „Lirum — Larum — und Löffelstiel“,
Und kann drum — so hat es mir immer geschienen —
Auch als Flötenspieler dem König dienen.

Finck.

Bei Gott — das kann er!

Grumbkow.

Ein Glas dem Flötist,
Der ganz und gar einer der unsrigen ist!

Alle.

Es lebe der Quantz!

Finck.

Es lebe der Mann,
Der für Soldatenherzen noch blasen kann!

Grumbkow (stößt Dieskau an).

Na, Dieskau — zum wohlgefälligen Ende
'nen Strich unter die Sache und gebt euch die Hände.

Dieskau.

Mein Herz wallt über . . .

Grumbkow.

Dann also mach' Schluß.

Dieskau.

Herzbruder, gib mir den Bruderkuß!

(Quantz und Dieskau liegen sich in den Armen.)

Grumbkow.

Säh' das der König — hier dieses Gespann —
Er hätte seine herzhafte Freude daran.

Quantz (überglücklich und aufjubelnd).

Ich bin wie verzaubert, ich bin wie verhext! —
Nun aber man weiter und weiter im Text!

(Er fällt wieder mit der Pickelpfeife ein.)

Alle Spielleute nehmen den Marsch auf. Die Janitscharenbanden schließen sich an. Die Offiziere singen mit. Mondlicht fällt über die Szene.

Dieskau.

Ein prächtiges Ende — potz Wetter und Blitz! —
Der Manöver im Lager von Döberitz!

Viele Stimmen.

Der König!

(Tiefe Stille setzt ein.)

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. Der König.

Der König.

Guten Abend, Mesjöhs! — Mit dem heutigen Tage
Dahin des Manövers Freude und Plage.
Das Lager ist heiter und voller Chantants,
Und allerlei lustige Räsonnements
Beim Flackerfeuer und Ducksteiner Bier
Drangen bis in mein Hauptquartier.
Dran tut man wohl; der Frohsinn beseelt —
Nur schade, daß mir derselbe fehlt.
Die Nachtigall muß singen, der Stier muß ziehn,
Und Meerfurchen schneiden muß der Delphin,
Der Bauer sich schwer bei der Arbeit rühren,
Ich aber muß Kriege um Kriege führen,
Um fast mit übermenschlichen Gewalten
Mir halb Europa vom Halse zu halten.
Mein Sanssouci ist kein Sanssouci mehr;
Viel Neider ringsum, viel Sorgen umher! —
Fast beugen sie mir den Rücken herab,
Gleichwie den Nacken eines Mönchs von la Trappe.
Doch unter des Schicksals wuchtigen Hieben,
Zwei Dinge sind mir treu geblieben,
Um die ich kein Sinnen und Sorgen mir mache:
Mein Heer und die gerechte Sache. —
Und darum, wird später — was Gott verhüte —
Der Frieden geknickt in der schönsten Blüte,
Hebt die Bataille an mit ihrer Melodie —
Ja, dann meine Herren, vertrau' ich auf Sie.
Bekümmert euch nicht um das Heute und Morgen.
Ich werde für eure Fortüne schon sorgen —

(hebt den Krückstock.)

Mein Auge, das Auge des Königs wacht
Im Frieden, im Kriege — Mesjöhs, gute Nacht!

(Unter den Klängen eines Chorals, der schon kurz zuvor eingesetzt hat, fällt langsam der Vorhang.)



Graphische Kunstanstalten J. J. Weber, Leipzig.